



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 16, Nr. 6 June 15, 1963

Köln: Bund-Verlag, June 15, 1963

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

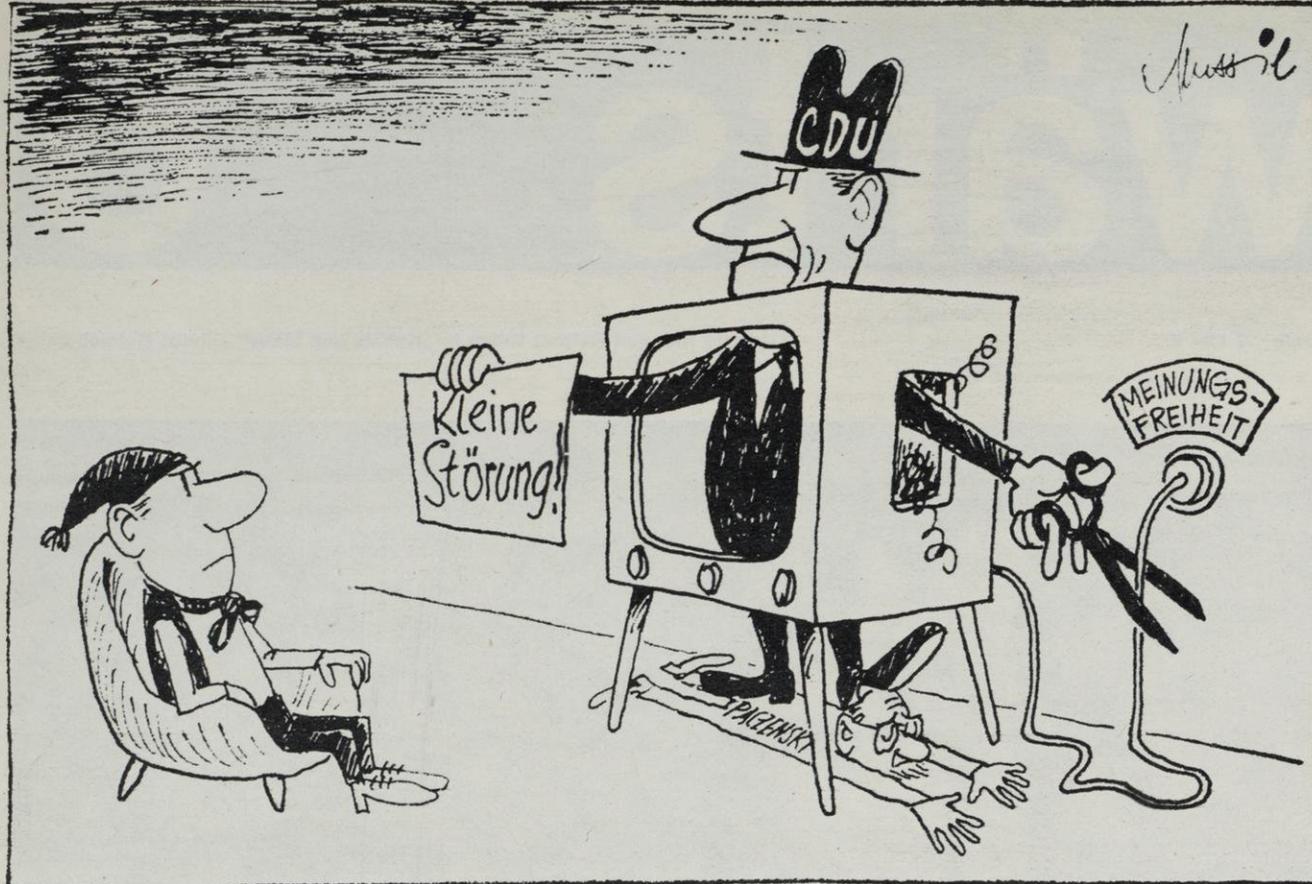
The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

Köln, 15. Juni 1963 · 16. Jahrgang · Preis 50 Pfennig · G 1394 E

Liselotte Rau und Helmut Griem in „Kabale und Liebe“ - Foto: Helmut Bauer





„Panorama“-Drama

„Frankfurter Rundschau“

Ossietzky – Paczensky

Am 3. Mai 1938 starb Carl von Ossietzky. Sie haben ihn nicht erschossen, sie haben ihn nicht gehängt, und doch haben sie ihn ermordet: sie haben ihn zu Tode gequält. Sie, das sind die Richter des Reichsgerichts und die Gutachter der Reichswehr und die KZ-Schergen Hitlers. Zur Meute, die ihn gehetzt und gemordet hat, gehörten auch die Schreiber der Hugenberg-Zeitungen und die Goebels und Konsorten. Die Meute ist auseinandergelaufen, aber die Mörder sind nach wie vor unter uns.

Am 3. Mai 1963 hat die Stadt Hamburg ihres tapferen Sohnes gedacht. Die diese Feier zustande brachten, hatten die richtige Einsicht, daß hier eine zweifache Wiedergutmachung zu leisten war: am Gedächtnis Carl von Ossietzky und am Ansehen der Deutschen in der Welt. Denn Carl von Ossietzky war der dritte Deutsche, der den Friedens-Nobelpreis erhielt, und er bekam ihn – im Konzentrationslager.

Die zweite Wiedergutmachung ist mißlungen. Schuld daran sind zwei Männer. Der eine heißt Dietrich Rollmann und ist der stellvertretende Bundesvorsitzende der Jungen Union; der andere heißt Erik Blumenfeld und ist Vorsitzender des Landesverbandes Hamburg der CDU, der Partei, die in der Bundesrepublik Deutschland die Regierung führt. Die beiden haben erklärt, man könne diesen Mann, diesen Ossietzky, nicht ehren, denn er sei ein Landesverräter und ein Pazifist gewesen. Und so haben ihre Partei und von ihnen geführte Organisationen nicht an der Gedenkfeier teilgenommen. Nun weiß aber die Welt, worin der Landesverräter und der Pazifismus Carl von Ossietzky bestanden haben. Er hat die in Verfassung und Gesetz niedergelegte Verpflichtung der Weimarer Republik auf eine Politik des Friedens, zu der sich alle ihre Regierungen bekannten und um die sich Männer wie Gustav Stresemann tatkräftig bemühten, ernst genommen. Und er hat das Treiben derer ans Licht gebracht, die dieser Politik im dunklen entgegenarbeiteten. Er hat die Verbrechen der Fememörder aufgedeckt, er hat in das ungesetzliche Unternehmen der Schwarzen Reichswehr hineingeleuchtet, er

hat das deutsche Volk vor denen gewarnt, die in Zusammenarbeit mit der Roten Armee für den Krieg rüsteten, für den Angriffskrieg, den Hitler dann ein Jahr nach seinem Tode begonnen hat. Das Deutschland Adolf Hitlers stand am Pranger, als der KZ-Insasse Carl von Ossietzky die höchste Ehrung erhielt, die die Welt für Friedenskämpfer zu vergeben hat. Und wo stehen jene Deutschen, wo stehen die Blumenfeld und Rollmann, die dem von der Welt ausgezeichneten Märtyrer für die Idee des Friedens und der zwischenstaatlichen Rechtmäßigkeit die Ehrung versagen, die der anständige Mensch auch dem aufrechten Andersdenkenden, dem tapferen Gegner zubilligt? Muß die posthume Verfehlung Carl von Ossietzky nicht draußen den Verdacht wachrufen, daß die Meute, die ihn zu Tode hetzte und dann die Welt in die Katastrophe trieb, sich auch heute jederzeit wieder zusammenfinden und ihr böses Tun wiederholen könnte?

Wenn die Blumenfeld und Rollmann wären, was sie zu sein vorgeben, nämlich Politiker, dann hätten sie daran denken müssen, welche Welle von Mißtrauen aufbrandete, als vor sechs Monaten die Spiegel-Affäre die Weltöffentlichkeit beschäftigte. Aber freilich, in den Köpfen dieser Leute ist an diesem Mißtrauen ja nicht eine Bundesregierung schuld, die es zuließ, daß man sich bei jenem Unternehmen „etwas außerhalb der Legalität“ bewegte. Nicht ihren Ministern, die dumm und rechtswidrig handelten und dem Parlament die Unwahrheit sagten, sondern jenen, die gegen die Rechtswidrigkeiten aufstanden, die Torheiten anprangerten und die Lügen entlarvten, schreiben sie es zu, daß die Spiegel-Affäre zu einer Blamage für die Bundesregierung und zu einer Belastung für die größte Regierungspartei wurde. Die „Linksintellektuellen“, schon vorher nicht geliebt, wurden in den Tagen jener Affäre sozusagen parteioffiziell zum Sündenbock für das CDU-Malaise erklärt.

Gert von Paczensky hat damals, als es um die Freiheit der Presse und die Rechtsstaatlichkeit in der Bundesrepublik ging, in der ersten Reihe gekämpft. Wir erinnern uns alle der Panorama-Sendung in den kritischen Novembertagen, die

viele zum erstenmal begreifen ließ, welch böses Spiel da in der Nacht vom 26. zum 27. Oktober begonnen worden war. Das hat man ihm nicht vergessen, das und noch anderes nicht. Und nun hat man ihn abgeschossen. Mit dem Mittel der Obstruktion haben die CDU-Mitglieder des Verwaltungsrates des Norddeutschen Rundfunks die Verlängerung seines Vertrages als Redakteur der Panorama-Sendung verhindert. Es ist nicht nur das zeitliche Zusammentreffen der beiden Unternehmungen – der gegen den toten Ossietzky und der gegen den lebenden Paczensky –, das uns erschrecken läßt. Es ist mehr noch die innere Übereinstimmung, die Verwandtschaft der Geister: Wer unangenehme Wahrheiten ausspricht, muß zum Schweigen gebracht werden. Nieder mit den Linksintellektuellen! Täuschen wir uns nicht! Paczensky war nur der Anfang. Der Bannfluch, den Rainer Barzel, Freiheitsretter und Propagandist des berüchtigten Diffamierungs-Rotbuches, von der Regierungsbank gegen die Breslau-Sendung des NDR schleuderte, läßt uns ahnen, wer der nächste sein wird.

Der Bundesvorstand des DGB hat gegen die Maßregelung Paczenskys protestiert. Das war gut so, denn es zeigte der Welt, daß die Freiheit in Deutschland nicht ohne Verteidiger ist. Viele gescheite und sich für gescheit haltende Leute haben den Deutschen Gewerkschaftsbund gescholten, weil der Kongreß von Hannover sich gegen eine Notstandsgesetzgebung aussprach. Nun, wenn je ein Beschluß prompt durch die Geschichte bestätigt wurde, dann war es dieser. Wer es damals noch nicht begriffen hatte, dem sollten es die Skandale dieses Jahres, die Affären Spiegel, Würzburg, Saevecke, Dönitz, Bauer, Ossietzky, Paczensky gezeigt haben: Wir haben in der Bundesrepublik längst einen Notstand, einen Notstand der Demokratie. Aber dieser Notstand kann nicht durch Notstandsgesetze, sondern nur durch Demokraten gemeistert werden; durch wachsame, furchtlose, kampftschlossene Demokraten.

H-n

Kulturpreis des Deutschen Gewerkschaftsbundes

Im Rahmen der Eröffnungsfeier der Ruhrfestspiele 1963, die am 16. Mai unter Teilnahme der nordrhein-westfälischen Landesregierung in Recklinghausen stattfand, gab der stellvertretende DGB-Vorsitzende Bernhard Tacke die am gleichen Tage gezeichnete Stiftungsurkunde für einen „Kulturpreis des Deutschen Gewerkschaftsbundes“ bekannt. Die Urkunde hat folgenden Wortlaut:

„Der Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes stiftet hiermit einen **KULTURPREIS DES DEUTSCHEN GEWERKSCHAFTSBUNDES**.

Er stiftet ihn als ein Bekenntnis aller schaffenden Menschen zu unserer Kultur in Erkenntnis ihrer schöpferischen Bedeutung für die Gesellschaft und deren Entwicklung in der Überzeugung, daß kulturell und materiell Schaffende solidarisch verbunden sind.

Der Kulturpreis des Deutschen Gewerkschaftsbundes soll kulturellen Leistungen zuerkannt werden, die die geistigen und sittlichen Kräfte der sozialen Bewegung stärken

durch Werke der Kunst oder der Wissenschaft durch praktische soziale, kulturelle oder kulturpolitische Tätigkeit.

Für die Verleihung des Kulturpreises wird der Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes ein Kuratorium berufen. Das Ehrenpräsidium des Kuratoriums hat Herr Altbundespräsident Professor Dr. Theodor Heuss übernommen.

Der Kulturpreis wird auf Vorschlag des Kuratoriums im allgemeinen jährlich vergeben. Die Höhe des Kulturpreises des Deutschen Gewerkschaftsbundes ist DM 20000. Der Preis ist teilbar. Der Kulturpreis des Deutschen Gewerkschaftsbundes soll erstmalig am Tage der Eröffnung der Ruhrfestspiele des Jahres 1964 verliehen werden.“

In seiner Ansprache wies Tacke darauf hin, daß die Bildungsbestrebungen in der Arbeitnehmerschaft so alt wie die Arbeiterbewegung selbst sind. Schon sehr früh habe man erkannt, daß sich die Wirksamkeit der Gewerkschaften weitgehend an dem Bildungsstand der Arbeitnehmer orientiert. In dem Maße, wie sich die Gewerkschaftsbewegung der Bildungs- und Kulturarbeit widmet, wachse sie mehr und mehr über den Interessenverband hinaus. Tacke betonte ferner, daß es heute nicht mehr um eine spezielle Arbeiterkultur gehe. Mit dem wachsenden Integrationsprozeß in unserer Gesellschaft würden Bildung und Kultur nicht mehr nach Privilegien geordnet und verteilt. Sie würden vielmehr Güter sein, zu denen jeder Zutritt hat und die jeder erlangen könne, der den Willen und das Bedürfnis dazu hat. Diese Entwicklung zu unterstützen, betrachte der Deutsche Gewerkschaftsbund als eine seiner großen Aufgaben, und zwar möchte er diese kulturelle Aufgabe in sozialer Verbundenheit mit unserer Gesellschaft lösen. Die Stiftung des Kulturpreises solle diesen Bestrebungen einen neuen Impuls geben.



Vor zehn Jahren

Ostzone

17. Juni 1953

Es waren Arbeiter
mit waffenlosen Händen,
aber ihre Herzen,
von Bedrückung schwer,
wurden mit einmal
groß und voll.

Und die Arbeiter
mit den leeren Händen
und den Herzen voll Mut
wuchsen zu einem Strom,
der riesengroß
anschwell

und die Dämme der Macht
weit überspülte.
Urmächtig
rauschte der Strom.
Und die Welt
hielt den Atem an.

Dann kamen die Henker
mit Panzern und Waffen,
und sie schossen
die mit den leeren Händen
und dem grenzenlosen Mut
in die Unsterblichkeit;

denn die leeren Hände
schrieben mit ihrem Blut
ein neues Blatt
in die strahlende
immerwährende
Geschichte der Freiheit.

Hans Dohrenbusch

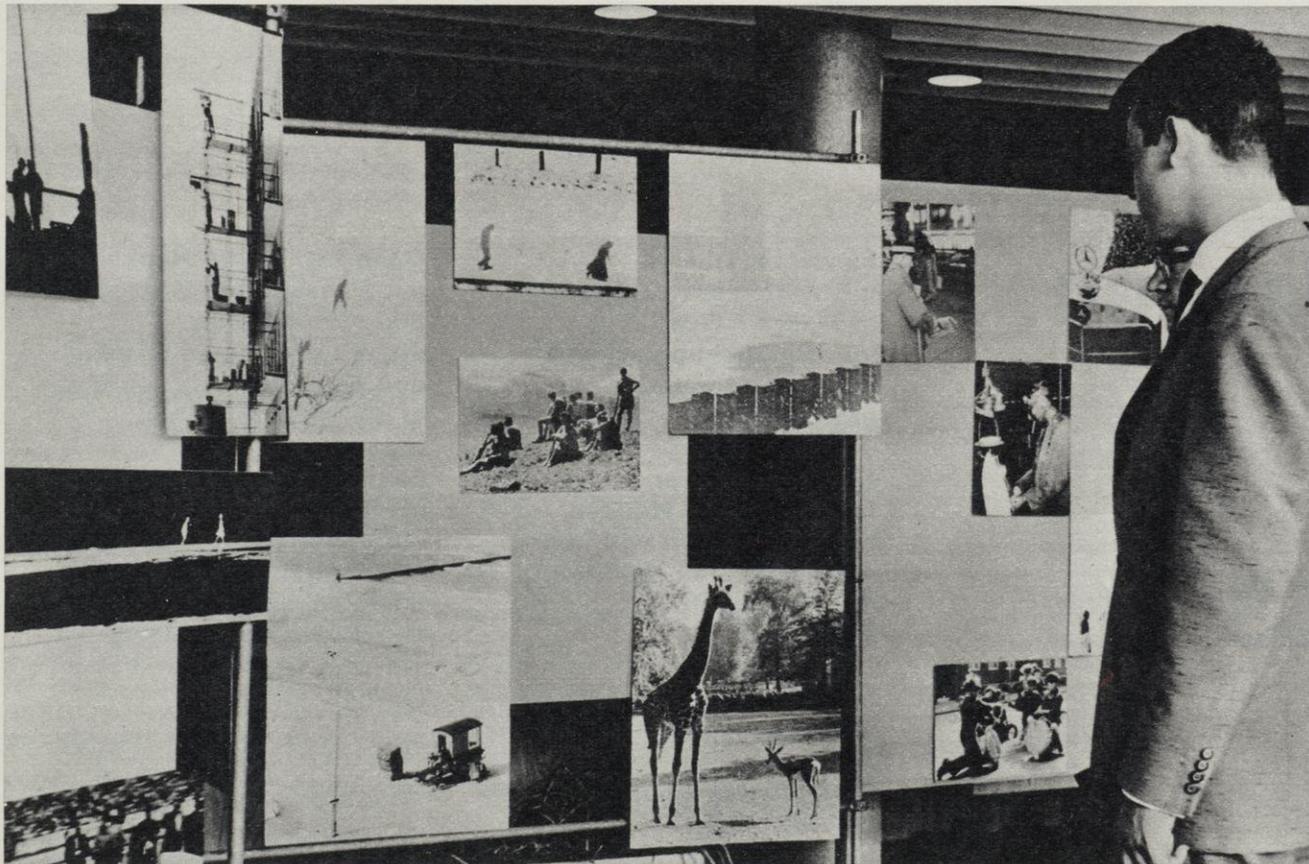


In der Sache hart, in der Form verbindlich und im Persönlichen fair und nicht nachtragend – diese Erkenntnis und ihre Befolgung seien das Rüstzeug für die Arbeit junger Gewerkschafter, rief Kurt Gscheidle, 3. Vorsitzender der DPG, den 95 Delegierten des 7. Jugendtages der Deutschen Postgewerkschaft zu, die am 23. und 24. Mai 1963 ins Frankfurter Bürgerschaftshaus Dornbusch gekommen waren, um 40000 junge organisierte Postler zu vertreten. Kollege Gscheidle sagte weiter: „Viele Kollegen, die früher aktiv in der Jugendarbeit waren, sehe ich heute unter den Ehrengästen.“ Darunter befand sich auch der ehemalige Jugendsekretär Albert Stegmüller. Der neue Jugendsekretär Waldemar Hirsch konnte zahlreiche Gäste aus der eigenen Gewerkschaft, anderer Gewerkschaften, des DGB, der Post und je einen Vertreter der SPD und der CDU-Bundestagsfraktion begrüßen. Da der anwesende Bundestagsabgeordnete Schmitt-Vockenhausen (SPD) Vorsitzender des Innenausschusses sei, der sich unmittelbar mit vielen Fragen befasse, die die Arbeitsbedingungen der Postjugend betreffen, könne

die Konferenz einige Klagen gleich weiterleiten. Waldemar Hirsch führte im weiteren Verlauf aus, daß wir uns glücklich schätzen könnten, in einem demokratischen Staat zu leben. Wir wären schlechte Erben, würden wir uns nicht bemühen, das Werk der älteren Generation zu vervollkommen. Aber es gebe noch einiges zu tun im Staate. Wörtlich sagte er: „Kann man es als der Demokratie dienlich bezeichnen, wenn ein Herr Oberländer durch die Hintertür ins Parlament einzieht? Kann man Politiker als vorbildliche Demokraten bezeichnen, die hervorragende Kämpfer für die Demokratie, wie Ossietzky, der dafür sein Leben gab, Ehre und Anerkennung versagen, nur weil dieser Mann eine aus seiner damaligen Sicht andere politische Auffassung hatte als viele Bundespolitiker, von denen nicht wenige ihre politische Meinung seit 1945 bereits mehrere Male zweckmäßigerweise umstellten.“ MdB Schmitt-Vockenhausen erklärte, daß Gewerkschaften und eine freiheitliche Demokratie zusammengehörten und untrennbar seien. Jeder müsse an seinem Platze wirken.



Klassische Musik zum Beginn



Fotoausstellung „Die Welt um uns“



Fotos: Udo Hoffmann

Wer die ganze Welt in Ordnung bringen will, wird am Ende feststellen, nichts getan zu haben.

MdB Clemens Riedel (CDU) sagte, man müsse sich daran gewöhnen, daß Dienstleistungen teurer werden. Der öffentliche Dienst sei nicht ausreichend bezahlt.

Der DGB-Landesbezirksvorsitzende Ernst Leuninger erinnerte an die tarifpolitische Auseinandersetzung im Metallgewerbe, die ja erst wenige Tage zurückliege. Die Aussperrung der 400000 Arbeitnehmer sei weniger eine Abwehraktion der Unternehmer gewesen als eine Demonstration, mit der man zeigen wollte, wer der „Herr im Hause“ ist. Das war eine aus dem vorigen Jahrhundert stammende Methode des Klassenkampfes. In Deutschland seien Demokratie und Freiheit noch niemals von den Arbeitnehmern bedroht worden.

Das Hauptreferat hielt der Vorsitzende der Deutschen Postgewerkschaft, Carl Stenger. „Von Demokratie zu sprechen ist leicht, Demokratie zu leben ist schwer“, sagte der Redner. Er forderte volle Vergütung der jungen Arbeitnehmer unter 22 Jahren; denn wessen Arbeits-

kraft voll beansprucht werde, der habe auch Anspruch auf volle Bezahlung. Im einzelnen schilderte er dann Probleme des Personalmangels bei der Bundespost und Fragen der Ausbildung. Die Deutsche Postgewerkschaft halte den Aufstieg vom einfachen in den mittleren und von dort in den gehobenen Postdienst für vordringlich. Oft würden jedoch Aufstiegsmöglichkeiten durch den Einstieg von Absolventen höherer Bildungseinrichtungen verbaut.

Im Arbeitsbericht konnte Jugendsekretär Waldemar Hirsch auf eine ständige und erfreuliche Aufwärtsbewegung hinweisen. Hatte die DPG 1953 erst 18000 junge Mitglieder, so waren es 1960 bereits 32800 und am 1. Februar 1963 schon 39189. Das ist eine Verdoppelung in einem Zeitraum von zehn Jahren.

Das Jugendsekretariat sei kein Reisebüro, sagte Kollege Hirsch, aber Ferienmaßnahmen seien wichtiger Bestandteil der Jugendarbeit. Sie dienen der Festigung des Gemeinschaftsgedankens. Möglichst viele Jugendgruppen sollten sich mit ihrem Leiter an Ferienfahrten beteiligen.

Die DPG will vermeiden, daß sich die Jugend Illusionen über Aufstiegchancen macht, ein Lehrlingsarbeitsvertrag wird angestrebt. Dienstsport soll nur dann betrieben werden, wenn er in angenehmen Verhältnissen stattfinden kann.

Bei der Beratung der über 100 Anträge und Entschlüsse gab es lebhafte Debatten. Die jährliche Lehrlingsaktion soll Schulentlassene und deren Eltern objektiv über die Aufstiegsmöglichkeiten im Verwaltungsdienst sowie über die dort bezahlten Gehälter und Löhne aufklären. Mehr Arbeitsblätter für Jugendgruppenarbeit, Filme und Lichtbildserien wurden gefordert. Verstärkung der politischen Bildungsarbeit wurde als dringende Aufgabe gefordert.

Die Delegierten beantragten die Schaffung eines Fonds zur Förderung des internationalen Jugendaustausches mit Israel.

In einer Entschlußung, die den DGB-Bundeskongreß-Beschluß zur Notstandsgesetzgebung begrüßt, werden alle gewerkschaftlichen Spitzengremien aufgefordert, ihren Einfluß geltend zu machen, um die Bedrohung unseres

freiheitlichen Staates durch eine Notstandsgesetzgebung abzuwenden.

In einer weiteren Entschlußung protestierten die Delegierten gegen die Ausdehnung des Besitzes von Atomwaffen auf weitere Staaten und gegen das selbstmörderische Wettrüsten in der Welt. Schließlich appellierte die Konferenz an alle Organe der Gewerkschaft und an die Personalräte, der Mitarbeit der Jugend größere Bedeutung zu schenken und verständnisvoller mit jungen Gewerkschaftern zusammenzuarbeiten.

Dem neugewählten Gewerkschaftsjugendausschuß der Deutschen Postgewerkschaft, der sich aus 29 Mitgliedern zusammensetzt, gehören sechs Kolleginnen an. Der Vorsitzende der Deutschen Postgewerkschaft, Carl Stenger, der vom Postminister mehr Courage bei der Vertretung der Belange der Post im Bundeskabinett forderte, konnte sich davon überzeugen, daß die Delegierten in der Postjugend mit viel Schwung an die Gestaltung ihrer beruflichen und gesellschaftlichen Zukunft herangehen.

Günter Scheer



Der Regen trieb sie unter den Baum

Erzählung von Leonid Olschwang

Es begann in einem Kino. Sie war seine Platznachbarin, und er sah, daß sie hübsch war. Nur ahnte er nicht, daß sie ihm zum Verhängnis werden könnte. Bis dahin war er, Saul Slawin, Sohn eines Rigaer Schankwirts, dessen Vater nicht wollte, daß sich auch sein einziger Sohn, den er Sawka zu nennen pflegte, mit Betrunknen abgibt, seinem Studium in der deutschen Hauptstadt regelmäßig nachgegangen; denn Sawka hatte den Ehrgeiz, als Arzt zurückzukehren. Als der Film zu Ende war, gingen sie in ein Kaffee, und zwei Tage darauf – an einem Samstagabend – tanzten.

Zuerst hatte sie ihm verheimlicht, daß sie in einem Spielklub, an dem ihr Onkel – ein älterer Jungeselle – mitbeteiligt war, Kellnerin sei. Als er es dann von ihr erfuhr, kam er an einem Abend dorthin. Margots blasses Gesicht übergoß sich mit Röte, als sie ihren Sawka eintreten sah. Sie war überzeugt, daß ihn die Eifersucht hergetrieben habe, und sie war glücklich darüber; denn auch sie spürte die Liebe zum dunkelhaarigen, schlanken Sawka brennen.

Sawka wechselte sein Papiergeld in beinerne Jetons ein und setzte, so wie alle anderen, die sich um den Roulettetisch drängten, auf eines der nummerierten Felder. Zweimal hatte er gewonnen. Sie aber riet ihm – sie war gerade in diesem Augenblick mit ihrem Serviertablett an ihm vorbeigekommen –, nicht mehr zu spielen. Er hörte nicht auf sie und verdoppelte gar den Einsatz. Ohne einen Groschen in der Tasche ging er in dieser Nacht nach Hause.

Dieser Klub existierte im geheimen und wechselte deshalb seinen Standort häufig. Von den sogenannten Schleppern, die ihn schon kennen, erfuhr er, wo am betreffenden Abend gespielt werde.

Einmal, es war schon kurz vor der Morgendämmerung, ergoß sich über Sawka das Glück. Vor ihm häuften sich auf einmal, als er so gut wie alles verspielt hatte, Chips und Geldscheine zu Bergen. Aber kaum hatte er auf Margots Drängen die Jetons in Bargeld umgetauscht und den Mantel angezogen, um fortzugehen, da stiegen Polizisten die Treppe hoch, beschlagnahmten Kasse und Spiel-einrichtung und luden die im Klub angetroffenen Personen auf einen Lastwagen, der unten an der Straßenecke bereitstand. Auf dem Hof des Polizeipräsidiums hieß man sie aussteigen. Man verhörte sie, durchsuchte sie, und ihr Geld wurde beschlagnahmt.

Inzwischen hatten Sawkas Eltern von einem anderen in Berlin studierenden Landsmann erfahren, daß ihr Söhnchen „auf Abwege“ geraten sei, und seitdem konnte er in jedem ihrer Briefe lesen: „Du sollst sofort nach Hause kommen!“ Aber Sawka blieb in Berlin, auch dann, als sein Vater den monatlichen Wechsel verweigerte. Und um die Miete zu bezahlen und weiterleben zu können, trug Sawka Kleidungsstück für Kleidungsstück, Wäsche, Bücher und alles andere, das er im Augenblick entbehren zu können glaubte, ins Pfandhaus. Dann kam der Tag, an dem er nichts mehr zu versetzen hatte, was er noch entbehren konnte.

Von nun an begann aber sein „Kleines“, wie er sie zu nennen pflegte, gar häufig mit nicht wenig Geld nach Hause zu kommen. Dieses Rätsel: woher sie das Geld hatte, wenn sie nichts tat, machte ihm zu schaffen. Einmal spürte er ihr nach. An der einen Straßenecke war er stehengeblieben und sah, als er sich hinter eine Hausecke gestellt und seinen Kopf nach vorn gesteckt hatte, wie sie mit einem nicht mehr jungen Herrn, der dort anscheinend auf sie gewartet hatte, in einem Hausflur verschwand. Mit pochendem Herzen und voller Grimm war er alle vier Treppen hinaufgestiegen und hatte an jeder Wohnungstür gehorcht. Er konnte jedoch nicht feststellen, in welcher

Wohnung sein „Kleines“ mit dem Mann verschwunden war. Im zweiten Stock befand sich ein Fremdenheim, aber dort zeigte die Wirtin Erstaunen, als er nach einer Dame und einem Herrn fragte. Er beschloß also, auf der Straße vor dem Eingang zu warten, nachdem er sich überzeugt hatte, daß kein zweiter Ausgang vorhanden sei. Nach etwa einer Stunde kam sie allein herunter, und er stürzte sich auf sie wie ein Wilder. Ein vorbeikommender Polizist brachte sie beide, trotz der Beteuerung des Mädchens, daß er ihr Verlobter sei, zum Revier. Und was er dort über sein Mädchen erfuhr, preßte ihm das Herz ab.

Er hatte in der letzten Zeit bei seinem Mädchen gewohnt. Da er aber nicht mehr zu ihr zurückkehren wollte und auch kein Geld besaß, eilte er dem Stadtzentrum zu, denn es war bereits spät geworden, auch regnete es, als er das Polizeigebäude verließ. Er hatte gehört, daß es dort ein Asyl für Obdachlose gäbe. Er fand es und schlief dort. Am Morgen verkaufte er einem Penner seine noch recht guten seidenen Socken, um für den Erlös einige Brötchen einzuhandeln. Für die wenigen Groschen, die ihm übrigblieben, beschloß er zu seinem Landsmann im Westen der Stadt zu fahren, um sich von ihm Geld für die Heimfahrt zu leihen.

Als Sawka die Stufen der Untergrundbahn emporstieg, nieselte es. Er schlug den Kragen seines Jacketts hoch und ging weiter, bis ihn ein Regenguß unter die Bäume an der Straßenseite zwang. Gleich darauf zwang der so mächtige Regen ein Mädchen, sich neben ihm unterzustellen. Sie war blond und hatte ein reizendes Stupsnäschen. Unwillkürlich streiften ihre blauen Augen den Mann, der neben ihr stand, von der Seite. Sie glaubte ihn zu kennen. Ihn wiederzuerkennen war gar schwierig, denn sein Gesicht war inzwischen merkwürdig lang und blaß geworden und durch einen Stoppelbart entstellt. Sein Anzug war heruntergekommen, seine Füße steckten barfuß in den Schuhen, was sie sehen konnte.

„Sie sind doch Medizinstudent?“ sagte sie, indem sie ein wenig näher an ihn herangetreten war. Sie wunderte sich selbst darüber, wie glatt ihr das von den Lippen ging.

Wie einer, den man aus dem Schlafe weckt, bejahte er zögernd, indem er sich ihr zukehrte und sie aus staunenden dunklen Augen anblickte. „Wohnen Sie hier?“ fragte sie und deutete auf das Haus gegenüber, denn sie glaubte, er sei aus diesem Haus herausgekommen. „Wir kennen uns von der Universität“, sagte sie wie zu ihrer Rechtfertigung, als er ihre Frage unbeantwortet gelassen hatte.

Als es zu regnen aufgehört hatte, wußte sie schon vieles über ihn. Sie riet ihm, nicht nach Hause zu fahren, sondern weiterzustudieren und überredete ihn, sie zu ihrem Vater zu begleiten, dessen Praxis nicht weit weg liege. Er sei Arzt.

Diese Geschichte erfuhr ich nach vierzehn Jahren, als ich einen Bekannten, der nach einer schweren und komplizierten Operation in einem Rigaer Krankenhaus lag, besuchte. Ich saß auf einem Stuhl dicht an seinem Bett, als in das Krankenzimmer eine hübsche Frau in schneeweißem Kittel trat. Sie ein wenig von seinem Kissen erhebend, stellte mich mein Bekannter seiner Ärztin vor.

Noch am selben Abend trank ich mit ihr und ihrem Mann – Dr. Slawin – in ihrer Wohnung Tee. Von ihr erfuhr ich, von ihren Kindern oft gestört, diese Geschichte. Sie war eben das Mädchen, das unter dem Baum Zuflucht gesucht hatte.

Gruß aus Kanada



Walter Bauer wurde nach dem ersten Weltkrieg durch seinen Gedichtband „Stimme aus dem Leunawerk“ weithin bekannt. Hier erhob sich die Stimme eines jungen Arbeiters, der die Welt des arbeitenden Menschen unverhüllt schilderte und seinem Protest gegen Ausbeutung und Krieg dichterische Form gab. Viele Bücher, Erzählungen, Romane und Essaybände erschienen von ihm. 1933 wurde auch er zum Schweigen verurteilt. Nach 1945 erschienen in rascher Folge weitere Werke Bauers. Aber dann ging er 1952 nach Kanada. Dort schrieb er den Gedichtband „Klopzeichen“, der im Ernst Tessloff Verlag, Hamburg, in selten schöner Aufmachung erschienen ist. Wir drucken hier einige Gedichte aus dem Band ab.

Aus Kanada kommt der Gruß Walter Bauers, aber seine Heimat lebt in diesen Gedichten, die auch hier geschrieben sein könnten, denn sie gehen uns alle an, die wir an unserer Vergangenheit leiden.

RÜHRT MICH NICHT AN,

Sagte der Blick der jungen Frau,
Als sie behutsam in die volle Straßenbahn einstieg,
Seht, was ich in mir trage, ist kostbar,
Ich allein weiß, daß es lebt,
Ich höre seine Stimme schon,
Vertraut bin ich ihm wie kein anderer.
Wenn die Zeit gekommen ist, werde ich mich niederlegen,
Um euch etwas zu geben, was ihr vergessen habt. –
Lächelnd stand ein alter italienischer Arbeiter auf,
„Prego, signora“, sagte er.
Er bot ihr mehr als seinen Sitz an.
Lächelnd und ruhig dankte sie ihm für ihr Kind.

LIEBER GOTT, BETETE DIE FRAU

In der winzigen kalten Dorfkirche,
Gib uns Brot.
Mach meine Kinder satt, flüsterte sie
Im stummen Morgengrauen, das den Raum füllte
Wie duftloser Weihrauch.
Sie sah ihrem Gebet nach; als ein Atemwölkchen.
Weißlich und warm stieg es aus ihrem Munde empor.
Dann ging sie aufs Feld, für das Brot
ihrer Kinder zu sorgen;
Ihr Mann war im Kriege gefallen, das war lange her
Und bedeutete keine Hilfe bei der Arbeit.
Weiß Gott, wie gut Brot schmeckt?
Weiß er, warum sie im Morgengrauen
allein anfangen muß?
Könnte er beantworten, warum ihr Mann
und der Vater ihrer Kinder
Von ihr genommen wurde
Gegen ihren Willen?

ICH HABE ROM GESEH'N zu manchen Zeiten,

Ich ging durch London und genoß entzückt Paris.
Zwar fand ich nicht, Gott sei's geklagt,
Daß sich's dort herrlich lebe,
wie einst der Poet gesagt,
Daß man dort lebe angenehm und süß.
Doch war ich ja nur einer, der zu sehen kam,
Ein Gast, der sich das Beste
von den großen Städten nahm.
Ich brauchte nicht um Brot und Schlaf zu streiten.

Wie flossen doch in Rom die Brunnen reich,
Die römischen Brunnen flüstern noch in meinen Ohren,
Und tausend Jahre, dacht' ich,
schielen ein paar Stunden.
So leuchtend wie das Grün von London
hab ich keins gefunden;
Ich habe mich in Soho und in East End
fremd verloren.
Ich saß am Seine-Ufer glücklich
und war auf Montmartre auch
(Und brachte Veilchen zu dem Grabe des Poeten
Heine), wie ein Hauch
Umwehte mich der Himmel von Paris, wie Seide,
weich und blau.

Es sei New York, man sagte mir, von allen Plätzen
Auf dieser Welt der, den man unbedingt
gesehen haben sollte,
Und ich fuhr hin; ich fand es, wie man spricht.

STILL, STILL, ICH HÖRE KINDER SINGEN.

Es ist nahe bei mir, im Garten,
Überwölbt von der Stimme der Stadt,
Vom Himmel bedacht, der ihnen seine Geheimnisse
schenkt.
Still, still, ich höre Kinder singen.
Es ist ferne von hier, fern von dieser Stadt,
diesem Lande.
In Peru fassen sich die Kinder bei den Händen
Wie in Rußland,
Und in Deutschland verschlingen sich Kinderhände
Wie in den Staaten.
Sie singen und bewegen sich im Kreis
In Frankreich und in Israel.
Still, still, ich höre Kinder der Welt singen,
Im Herzschlag des Morgens überall singen
sie im Licht.
Still, stört sie nicht.

Ich ging in Straßen wie in Schluchten, Flüssen, Tälern,
und ich sah das Licht,
Das über Häusern, die im Himmel zittern,
flammend rollte.
Die Göttin, stolz im Meere stehend, hob die Hand –
„Leb ewig“, wollt' ich sagen – warum hat mir da
das Auge so gebrannt?
Da wollten Tränen mir die Augen netzen.

„Ich“, sang Walt Whitman, „ich, ein Kosmos
und Manhattans Sohn“,
Und wie ein Kosmos, riesig, atmend,
kam der Städte Stadt mir vor.
Ich sah den Hudson River und die Bowery
und Wall Street sah ich auch,
Hoffnungen, goldgerändert, schwebten wie das Licht,
wie Rauch
Zu mir, als ich den Himmel fast berührte,
vogelleicht empor.
Ich hörte nachts die Dampfer einsam schrei'n
in meinem heißen Raum,
Des Himmels Sterne mischten sich mit Millionen
Fenstersternen, und den Himmel sah ich kaum,
Die Nacht erbebte wie von einer
ungeheuren Harfe Ton.

PS

Doch wollt ihr wissen, warum Tränen
mir im Auge waren,
Als ich New York, die Stadt der Städte, sah?
Daß Städte sterben können, haben wir erfahren.
Ein Feuerfall, ein Flammenwind. Nichts war mehr da.

„SIEHST DU DAS HERZ DER STADT?“

Sagte jemand zu mir,
Und er zeigte auf die Banken, wies auf die
Mächtigen Gebäude der Versicherungskompanien,
Die Kaufhäuser wie Aladdins Wunderhöhlen –
„Groß, nicht wahr?“ – Vielleicht.
Vielleicht etwas kleiner, vielleicht
Nicht ganz so groß.
Das Herz der Stadt . . . ?
Da war ein Mann – wie immer er hieß, den ich traf –
Ein Bauarbeiter, man konnte es sehen –
Ein Mann, der abends nach Hause ging;
Er trug seinen kleinen Sohn auf den Schultern,
Seine junge Frau ging neben ihnen.
Der Kleine, erhoben über alle,
Sang ein Lied, das keiner verstand und niemand hörte.
Das Herz der Stadt.

Besuch bei Ludwig Rosenberg



Etwas hilflos pendelte die Sekretärin mit ihrem Bleistift über den Terminkalender des DGB-Vorsitzenden Ludwig Rosenberg. Sie hatte die Aufgabe, für ihren Chef einen „freien“ Vormittag auszusuchen; einen Vormittag, an dem Ludwig Rosenbergs Zeit ganz dem „aufwärts“ zur Verfügung stehen sollte. „Tja“, sagte sie, „das ist schwer: Er muß nach Nürnberg zur ÖTV, dann kommt Ollenhauer und der Parteivorstand, einen Tag später muß der Chef zum Bundespräsidenten...“

So ging es weiter, dort eine Sitzung, hier eine Veranstaltung. Mal in Stuttgart, dann in Bonn, Düsseldorf, Brüssel und Berlin. Aber schließlich hatten wir einen Termin.

Frühaufsteher Rosenberg, der am 29. Juni 60 Jahre alt wird, empfing uns am Gartenzaun seines eineinhalbgeschossigen Heims in einem Düsseldorfer Vorort. Ein Schäferhund namens Bodo stimmte mit seinem Gebell – so böse ist er gar nicht! – die Empfangsmusik an.

Wenn Ludwig Rosenberg seinen Hund ausführt, dann verbindet er hierbei das Angenehme mit dem Nützlichen: Er nutzt die Zeit, um Preise zu testen. Rosenberg geht in verschiedene Lebensmittelläden, prüft hier, prüft dort, vergleicht die Preise und registriert – entsprechend – die Unterschiede der Preise bei

gleichwertigen Lebensmitteln. Er hat sich dann orientiert, seinen Hund ausgeführt und gleichzeitig für den Haushalt billig eingekauft, freiwillig natürlich!

Man meint beim Eintritt in das Haus des DGB-Vorsitzenden, es bestehe nur aus einem großen Raum, an dem ein Frühstückszimmer und sein Arbeitsraum wie Erker angeschlossen sind. Die Wände sind mit Bildern und Stichen geschmückt. In Regalen befinden sich Vasen, die Rosenberg auf seinen Reisen sammelte.

Dem Hausherrn werden musische Interessen nachgesagt. Er ist ein Freund der Künste und der Literatur. Seine Mutter war eine ausgebildete Konzertsängerin. Zur Familie und den Freunden gehören Schriftsteller, zu denen der aus der „Weltbühne“ weithin bekannte Kurt Hiller zählt, den Rosenberg in England kennenlernte.

Rosenberg ist ein Verehrer von Heinrich Heine. Ein Bild des Dichters schmückt das häusliche Arbeitszimmer. Seine gesammelten Werke stehen im Bücherregal, und im Gespräch hört man nicht selten ein Zitat von Heine. Bei einem Besuch in der französischen Hauptstadt nahm Rosenberg sich die Zeit, um die Grabstätte des Poeten aufzusuchen. Er fand sie völlig verwahrlost. Nun wird das Grab in würdigen Formen gehalten, denn Rosenberg intervenierte beim Auswärtigen Amt in Bonn.

Neben Heine gehört Rosenbergs Verehrung besonders Erich Kästner. Als ich ihm mitteilte, daß Kästner krank sei, sagte Rosenberg: „Das tut mir aber leid. Da sollte ich ihn doch mal besuchen!“

Rosenberg ist Berliner. Seine Frau sagt, er sei nur „Charlottenburger“. Als wir ihn fragten, ob seine Frau auch aus Berlin sei, zwinkerte er und sagte: „Und wie!“

Als junger Angestellter trat Rosenberg der Gewerkschaft bei und wurde schon bald hauptamtlicher Sekretär in Düsseldorf und kam dann später wieder nach Berlin.

Als die Nacht der Barbaren über Deutschland fiel, war sein Leben bedroht. Im Juli 1933 emigrierte Rosenberg nach England, wo er bis zum Kriegsende blieb. In England schrieb er als freier Journalist für führende Zeitungen. Über die Praxis im englischen Zeitungswesen sagt er, daß dort für die Zeitungsleute gilt: Nachrichten sind heilig – Kommentare sind frei!

Rosenberg wurde später in England Abteilungsleiter im britischen Arbeitsministerium, in dem er mit der Arbeitsvermittlung für österreichische und deutsche Emigranten beauftragt wurde. Über seine Emigration schrieb Rosenberg vor kurzem:

„Ich habe Deutschland nicht freiwillig verlassen, sondern weil ich unter dem Nazi-Regime keine Möglichkeit sah, frei und ohne Gefahr für Leib und Leben tätig zu sein. Alle Ideale, für die ich in meinem Leben gekämpft und gerungen habe und ohne die mir das Leben nicht lebenswert erscheint, wurden in jener Zeit mit Füßen getreten und ihre Vertreter verfolgt und gequält. Ich glaubte, daß es meine Pflicht sei, dort, wo ich noch frei für meine Ideen eintreten konnte, mit dafür zu sorgen, daß mein Vaterland von der Pest der Intoleranz und des Terrors möglichst schnell befreit wurde und bald wieder Recht und Freiheit meinen Landsleuten gesichert werde. Daß solche Versuche in Deutschland selbst in diesen Jahren unmöglich waren, wurde nur allzu bald offenbar.“

Vom ersten Tage der Emigration stand es für mich fest, daß ich sofort in meine Heimat zurückkehren würde, sobald auch nur die Chance bestand, dort wieder eine neue demokratische Gesellschaft aufzubauen. Es hat mir niemand meine Staatsangehörigkeit und gewiß nicht mein Deutschtum ‚verliehen‘ – also konnte es mir auch keiner nehmen. Ich blieb in der Emigration das, was ich war – Deutscher, in guten und in bösen Tagen, und ich wußte, daß die braunen Horden, die den deutschen Namen beschmutzten, nicht Deutschland sind, auch wenn sie vorgaben, für ganz Deutschland zu sprechen. Es war nicht immer leicht, seinen ausländischen Freunden im Gastland diesen Unterschied klarzumachen.

Mein ganzes Denken und Tun war aus allen diesen Gründen darauf gerichtet, mit Gleichgesinnten mich auf den Tag vorzubereiten, wo wir wieder in unserer Heimat Recht und Gerechtigkeit verwirklichen konnten. Als dieser Tag kam, war es selbstverständlich, daß ich dorthin zurückkehrte, wohin ich gehörte, und an den Platz, wo ich am besten meinen Idealen dienen konnte: nach Deutschland und in die freie, demokratische Gewerkschaftsbewegung. Es war keine schwere Entscheidung, die ich zu treffen hatte. Trotz allem Elend, das ich vorfand, war es seit 1933 der schönste Tag meines Lebens, als ich wieder in Deutschland arbeiten konnte.“

Rosenberg stellte sich im verwüsteten Deutschland sofort zur Verfügung beim Wiederaufbau der deutschen Gewerkschaftsbewegung. Bei der Gründung des DGB 1949 in München wurde er Mitglied des Geschäftsführenden Bundesvorstandes – Rosenberg ist der letzte aus der Mannschaft Hans Böcklers, der heute noch im Geschäftsführenden Vorstand des DGB ist –, in dem er die Auslandsabteilung führte. Rosenberg wurde gewissermaßen „Außenminister“ unter Böckler. In dieser Tätigkeit erwarb er sich große Verdienste, da die Bundesrepublik kaum diplomatische Beziehungen hatte und er durch persönliche Bekannte engen Kontakt mit dem Ausland schließen konnte. Im Jahre 1954 übernahm Ludwig Rosenberg das Referat Wirtschaftspolitik, 1959 wurde er stellvertretender Vorsitzender und behielt das Ressort Wirtschaft, seit Oktober 1962 ist er Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes.

Bei Gesprächen pflegt er seine Ausführungen oft mit Kästner-Zitaten zu schmücken, aber er selbst findet auch Formulierungen in Gespräch und Rede, die man sich als Gedanken-splitter merken kann:

Mißtrauen ist ein Zeichen innerer Unsicherheit. Starke Persönlichkeiten haben an Stelle von Mißtrauen Selbstvertrauen!

Toleranz besteht darin, daß man sich freut, wenn andere anderer Meinung sind!

Wer dauernd unrecht tut, spricht gern von der ewigen Gerechtigkeit!

Man kann sich nicht umsehen, wenn man Scheuklappen hat!

Wer seine Gesinnung wechseln will, muß erst einmal eine haben!

Im Wein liegt Wahrheit? Durch reichliches Trinken hat sie jedenfalls noch keiner gefunden!

Man kann auch Schimpansen lehren, mit Messer und Gabel zu essen – sie bleiben doch Affen!

Der Hausherr ist stolz auf drei Dinge in seiner Wohnung. Auf einen Marmorblock, auf dem, aus Metall gegossen, ein Arbeiter sitzt. „Den haben mir die italienischen Marmorarbeiter geschenkt“, erläuterte er. Aus einem Antiquariat erwarb er eine fast hundertjährige Anzeige, in der bekannt gemacht wurde, daß die Buchdrucker Berlins einen Streik erfolgreich geführt hatten. Der Text ist eingerahmt und hängt im Arbeitszimmer; unmittelbar unter dem Bild Heines. Eine fast dreitausend Jahre alte Vase aus Persien hütet er wie seinen Augapfel.

Der Bundeskanzler erklärte in seiner Begrüßungsrede zum DGB-Bundeskongreß in Hannover, man habe ihm drei Reden fertiggestellt. Das wird Ludwig Rosenberg nie sagen können, weil er seine Reden und seine Artikel in den Zeitungen – er kann's nicht lassen! – selbst schreibt; und ziemlich flink. Samstags oder am Abend in der Wohnung fertigt er auf einer Kofferschreibmaschine seine Manuskripte an. Politische Persönlichkeiten haben dafür meistens ihre Referenten. Rosenberg hat seinen eigenen Stil, den will er behalten, trotz starker zeitlicher Inanspruchnahme.

Wenn Ludwig Rosenberg mal ins Plaudern gekommen ist, spricht er gern von seinen Erinnerungen, vornehmlich von denen aus England. Er bewundert die Engländer. Nicht nur, weil sie ihm Asyl gaben, sondern weil sie – nach seiner Meinung – einen von keiner Nation erreichten demokratischen Stil haben, der bis in das Leben der Familie dringt; die Demokratie wird dem Engländer gewissermaßen anerzogen. „Dem politischen Gegner wird Achtung entgegengebracht, man setzt sich mit den Problemen hart auseinander, aber unterstellt seinem Gegner nie Böswilligkeit. Kurz: in England pöbelt man nicht!“ Und Rosenbergs Gewerkschaftspolitik: Trotz Gegensätze – miteinander sprechen!

Als wir Ludwig Rosenberg nach zweieinhalb Stunden verlassen, haben wir von ihm, dem man seine 60 Jahre nicht glauben will, viel über Demokratie, aber auch über Literatur und Malerei gehört. Wir hörten auch viele Geschichten aus seinem bewegten Leben. Als wir ihn fragten, ob denn der Geburtstag ein Jubiläum sei, rief er: „Mööönsch, nur nicht dran denken!“

Zu seinen Aussprüchen gehört auch dieser: Es gibt Leute, die Journalisten übelnehmen, daß sie ihren Beruf ausüben! Er gehört nicht dazu. Gott sei Dank!



Kabale und Liebe

Ruhfestspiele 1963

Die Musikantentochter und der
Ministersohn

Der Musiker weist dem Minister die Tür



Irgendwo in einer deutschen Residenz verliebte sich der zwanzigjährige Sohn des Staatsministers und Präsidenten des geheimen Kabinettsrates in die sechzehnjährige Tochter eines Musikers. Und das Mädchen, Luise geheißen, verliebte sich in ihn. Na schön, würden wir heute sagen, dann sollen die beiden mal ein Weilchen miteinander gehen, sollen sich treffen, sooft sie können, und wenn sich herausstellt, daß es sich um eine große und dauerhafte Liebe handelt, sollen sie in Gottes Namen heiraten. Wenn die Schwester einer Königin einen Fotografen heiraten kann, wenn Mannequins Fürstinnen werden können, dann wird sich ja wohl auch ein Ministersohn, selbst wenn er Major ist, eine Musikantentochter zur Frau nehmen dürfen. In der Welt von heute wäre das auch gar kein Problem; aber die Welt, in der ein entlaufener Regimentsmedikus namens Friedrich Schiller im Alter von dreiundzwanzig Jahren die Geschichte von dem Ministersohn und der Musikantentochter ersann und daraus das Theaterstück „Kabale und Liebe“ machte, sah anders aus. Damals zerfielen die Menschen in Stände, in obere und niedere, und zwischen denen oben und denen unten gab es nicht nur keine persönlichen Beziehungen und keinen gesellschaftlichen Verkehr, sie hatten auch ihre besonderen Lebensauffassungen und ihre eigene Moral. Und darum war eine Liebe zwischen dem Sohn eines adeligen Staatsministers und einer Musikantentochter ein ungewöhnliches Vorkommnis, ein Stadtgespräch, und für die Beteiligten von vornherein ein bedenkliches Unternehmen.

Können wir, die wir in einer ganz anderen Welt leben und ganz anders denken, das trotzdem verstehen? Oder brauchen wir dazu erst umständliche historische Belehrungen? Wir kommen gut ohne sie aus, denn alles, was wir wissen und bedenken müssen, erfahren wir aus dem Stück, aus dem Spiel auf der Bühne – wenn es richtig gespielt wird. Vom „gnädigen Herrn“, vom „Herrn Major“ spricht Luisens Mutter, als sie sich mit ihrem Mann über das Verhältnis ihrer Tochter mit dem Ministersohn auseinandersetzt; sie sagt nicht einfach „Ferdinand“, wie es jede Mutter heute tun würde, wenn vom Freund ihrer Tochter die Rede wäre.



Der Unglücksbrief wird geschrieben. Hannes Messemer als Wurm

Die Kabale hat gesiegt. Der Tanz vor dem Tod



Fotos: Rosmarie Pierer (1) Hans Helmut Bauer (3)

„Wo eine Kavaliersgnade einspricht“, sagt der Sekretär Wurm mit Bezug auf den vornehmen Besuch im Musikantenhaus, und wir sehen im Geist die neugierigen Gesichter hinter den Fensterscheiben, wenn der Herr Major durch die Straße ritt und vor Luisens Wohnung abstieg. Den Major, der auf der Bühne in Recklinghausen in der Musikantenwohnung erschien, hätten die Nachbarn freilich kaum wahrgenommen. Da kam ein Boy herein, der aussah, wie der Anführer der „Jets“ in „Westside Story“ – jenem prächtigen amerikanischen Musical-Film, den die „aufwärts“-Leser ja vermutlich alle gesehen haben. Warum mag Willi Schmidt, der Schillers Stück für die Ruhrfestspiele inszenierte und auch die Bühnenbilder und Kostüme entwarf, den Major so angezogen haben? Hat er mit dem Schillerkragen deutlich machen wollen, daß der adelige junge Herr sich von den Vorurteilen seines Standes losgemacht, daß er sich für die Losung „Alle Menschen werden Brüder“ entschieden hatte? Wenn, dann hat er genau falsch gedacht. Ein Ferdinand in der eingeschnürten Uniform seiner Zeit, mit Zopf und Perücke, der trotzdem sein feuriges, freies Herz sprechen läßt, hätte uns die ganze Spannung jener Zeit, hätte uns den Konflikt, an dem die beiden Liebenden zerbrechen, in seiner Person buchstäblich nachfühlbar gemacht. Daß diese Figur aus der oberen Welt in der bescheidenen Musikantenstube erscheint, eben das ist ja das Ereignis. Zudem hätte die Uniform dem Ferdinand (Helmut Griem) die Haltung und das Maß an Männlichkeit gegeben, das er haben muß und das er in dieser Aufführung besonders gebraucht hätte. Denn die Luise, die ihm gegenüberstand – Liselotte Rau spielte sie –, die war wer. So schlicht sie aussah, die hatte ein Leuchten in den Augen, und die hatte etwas in der Stimme, das einen begreifen ließ, diese Musikantentochter sei aus dem Holz, aus dem die großen Liebenden und die großen Märtyrerinnen gemacht werden. Und wie konnte diese Darstellerin Schiller sprechen!

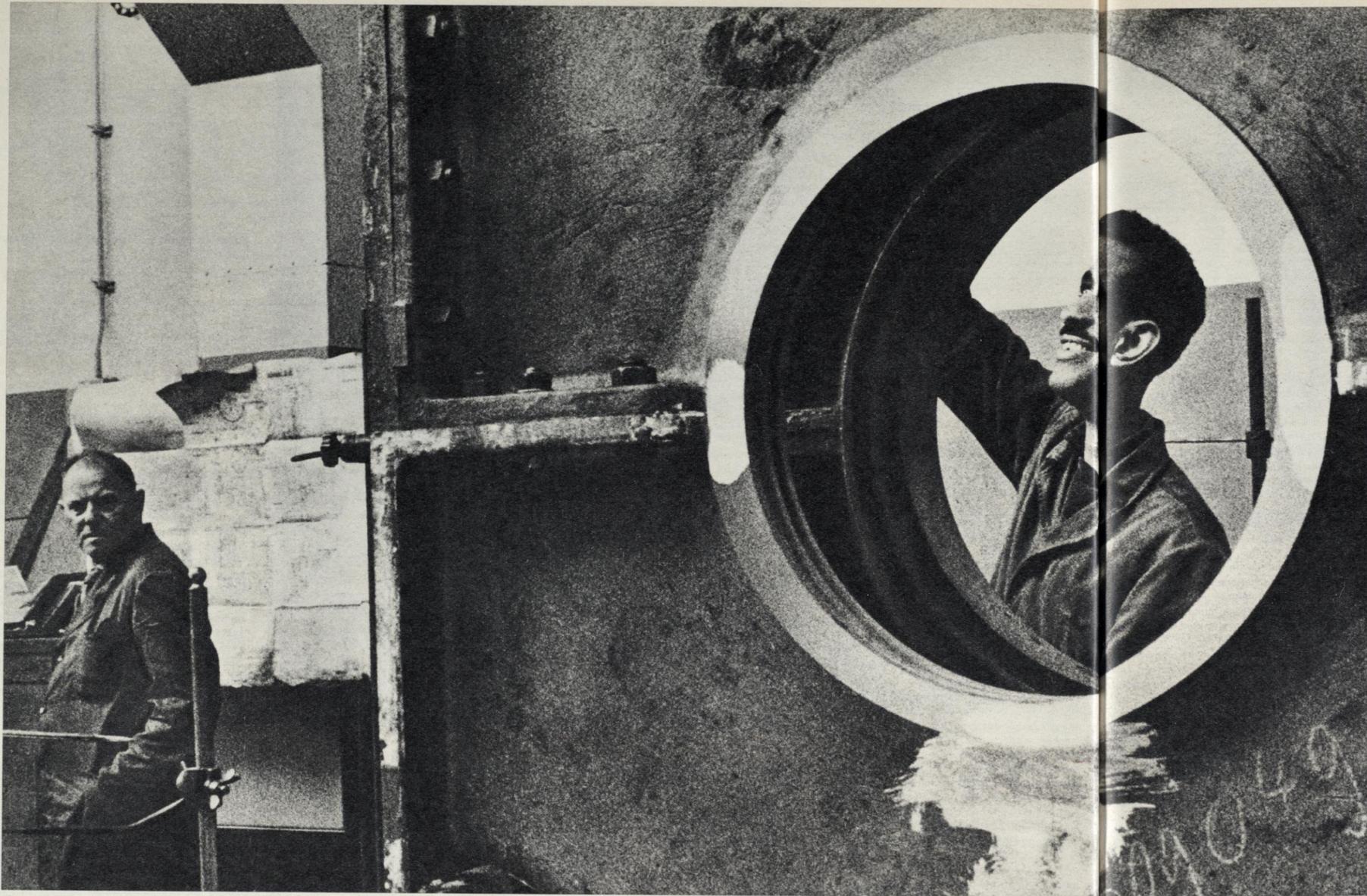
Das konnte auch Rosel Schaefer als Lady Milford, und sie spielte diese Rolle mit einem Temperament, daß man die Sentimentalitäten und die theatralischen Knalleffekte, die darin stecken, gar nicht wahrnahm und dieser „Mätresse“ alles abnahm, was sie sagte. Die Begegnung Lady Milford – Luise war eine der stärksten Szenen der Aufführung, auch wenn die Milford hier stellenweise ein wenig übertrieb.

Selbst der Schurke in dem Stück, der Mann der die „Kabale“ ausdenkt, der Sekretär Wurm (Hannes Messemer), gewann auf seine Art menschliche Anteilnahme. Denn hinter der Maske des Zynismus und hinter dem bösen Gewerbe, auf das er abgerichtet wurde und in dem er es dank seiner scharfen Intelligenz zur Meisterschaft brachte, wurde in kurzen, wohl- ausgesparten Augenblicken der Mensch sichtbar. Der Mensch, der das Mädchen Luise liebt – schon, daß er sie liebt, will ja etwas bedeuten – und der sie auf seine Art, so wie er es gelernt hat, zu gewinnen versucht. – Die Rollen des Präsidenten, des Hofmarschalls, des Vaters Miller und seiner Frau waren mit Hans

Nielsen, Friedel Bauschulte, Hans Hessling, Edith Schultze-Westrum gut besetzt. Die Aufführung war stark und eindrucksvoll bis zum vierten Akt. Den fünften hat der Regisseur durch unpassende Regie-Gags verdorben. Schiller läßt seine Figuren so große Worte sagen, daß man da nichts hinzutun kann. Wo schon mit der Bild- und Klangkraft der Sprache die letzten Dinge zitiert werden, wo Himmel und Hölle und Gericht und Verdammnis gegenwärtig sind, da braucht es keiner pantomimischen und keiner musikalischen Stimmungshilfen. Außerdem bleibt Schillers Tragik stets im Bereich des Bewußten und ist schon von daher auf die Rationalität des Wortes gestellt. Das sollte ein so erfahrener Regisseur wie Willi Schmidt eigentlich wissen.

Trotzdem: große Schauspielkunst, geübt am Stück eines großen Theaterdichters, machte das Festspiel der 17. Ruhrfestspiele zu einem bemerkenswerten Ereignis.

Und die Moral aus der Geschichte von der Musikantentochter und dem Ministersohn? Nun, spätestens in der zweiten Szene des zweiten Aktes, wo der alte Kammerdiener der Favoritin des Herzogs erzählt, woher der das Geld für fürstliche Geschenke nimmt, ist uns ja aufgegangen, daß Schiller doch wohl mehr wollte, als uns die traurige Geschichte einer unglücklichen Liebe zwischen einem einfachen Mädchen und einem vornehmen jungen Herrn vor Augen führen, wie das Hedwig Courthsmahler seligen Angedenkens in hundertfacher Abwandlung und rührsam genug getan hat. Aber da kommen nun gescheite Leute und sagen uns, diese Kritik an einem Landesvater, der seine Landeskinder regimentsweise nach Amerika verschacherte, habe für uns nur noch historisches Interesse, und wenn sie uns heute noch errege, dann nur dank der sprachlichen Gestaltungskraft Schillers und der Kunst der Wiedergabe. Nun ist sicherlich diese Kammerdiener-Erzählung ein Meisterstück des dramatischen Botenberichts, und meisterlich in der Gemessenheit der Empörung war ihr Vortrag durch Bruno Hübner. Aber das allein erklärt doch nicht, warum unsere Gedanken von dieser Szene an immer wieder über das Stück hinausgingen. Gewiß, die Einteilung der Menschen in obere und niedere Stände, die es den oberen so bequem machte, die unteren als „Kanaille“ (daß heißt wörtlich „Hundepack“) zu betrachten und bedenkenlos für jeden Zweck zu mißbrauchen, ist bis auf einige Reste abgebaut. Aber gibt es in unserer aufgelockerten Gesellschaft das nun nicht mehr, daß Menschen als Mittel zum Zweck mißbraucht werden, als Menschenmaterial, als Wähler, als Käufer, als Arbeitskräfte? Herrschaft verleitet besonders zum Zynismus der Menschenverachtung, aber Menschenmißbrauch gibt es auch zwischen Gleichgestellten. Und solange es ihn gibt, solange ist dieses Stück aktuell.



Es hat sich gelohnt

Von Otto Brenner

Um das Ergebnis unseres bisher umfangreichsten – wenn auch nicht längsten – Arbeitskampfes in der Bundesrepublik richtig zu würdigen, müssen zwei Gesichtspunkte berücksichtigt werden, die beide von gleicher Bedeutung sind. Es handelt sich nicht nur darum, was bei dieser Tarifbewegung materiell erreicht, sondern ebenso sehr darum, was durch sie verhindert werden konnte.

Das materielle Ergebnis ist bekannt. Wir erhalten eine fünfprozentige Lohnerrhöhung rückwirkend ab 1. April 1963 für die Tarifgebiete Nordwürttemberg-Nordbaden, Südwürttemberg-Hohenzollern und Nordrhein-Westfalen sowie eine nochmalige Erhöhung von 2 Prozent ab 1. April 1964, bei einer Laufdauer des Tarifvertrages von 18 Monaten, bis zum 30. September nächsten Jahres. Außerdem bleibt es bei der Arbeitszeitverkürzung um eineinviertel Stunde mit 3 Prozent Lohnausgleich ab 1. Januar 1964. Das ist ein beachtliches Ergebnis, wenn es auch weniger ist, als wir gefordert haben. Aber wir waren uns von Anfang an darüber klar, daß sich unsere ursprüngliche Forderung nicht in vollem Umfange durchsetzen ließ. Sie sollte kein Ultimatum darstellen, sondern eine Grundlage für ernsthafte Verhandlungen zwischen den Tarifvertragsparteien.

Man muß sich vor Augen halten, daß diesmal die Arbeitgeber an der IG Metall ein Exempel statuieren wollten, um – wie sie sagten – die „Lohnlokomotive zu stoppen“. Aber nicht nur das sollte erreicht werden. Anscheinend hielt man die Situation für reif, um die große Auseinandersetzung zu wagen und ein für allemal die Gewerkschaftsbewegung in den von den Arbeitgebern und der Bundesregierung vorgezeichneten wirtschafts- und sozialpolitischen Rahmen zu zwingen. Deshalb sind die Arbeitgeber ernsthaften Tarifverhandlungen ausgewichen. Anstatt ein vernünftiges Gegenangebot zu machen, sind sie mit wirtschaftspolitischen Forderungen hervorgetreten, deren Verwirklichung das Ende des sozialen Fortschritts in der Bundesrepublik bedeutet und die Tarifautonomie illusorisch gemacht hätte. Diese Forderungen lauteten der Reihe nach: Verschiebung der Arbeitszeitverkürzung, Lohnpause, Beschränkung der Lohn- und Gehaltserhöhungen auf den geschätzten jährlichen Produktivitätszuwachs.

Um ihr Ziel zu erreichen, haben sich die Metallindustriellen nicht gescheut, zum Mittel der totalen Aussperrung zu greifen. Sie haben sich damit erstmals wieder seit 1928 einer Waffe des Klassenkampfes von

oben bedient, die seit jeher von ihnen benutzt wurde, um die Gewerkschaften zu schwächen und sie an der Ausübung ihrer Tätigkeit im Interesse der Arbeitnehmer zu behindern.

Die Rechnung der Arbeitgeber ist jedoch nicht aufgegangen. Das haben wir erfolgreich verhindert, und diese Tatsache ist für die Bewertung des erzielten Ergebnisses entscheidend. Mit ihr beantwortet sich auch die immer wieder gestellte – und oftmals verneinte – Frage, ob es überhaupt eines solchen Arbeitskampfes bedürft hätte, um zu diesem Ergebnis zu gelangen. Das Verhalten der Arbeitgeber hat gezeigt, daß uns gar nichts anderes übrig blieb. Selbst die Unternehmerpresse hatte von Anfang an durchblicken lassen, daß die Zahlen des Wirtschaftsberichtes der Bundesregierung, hinter denen sich die Metallindustriellen verschanzten, keine absolute Grenze für Lohnerrhöhungen seien. Nichtsdestoweniger haben sich die metallindustriellen Arbeitgeber darum nicht gekümmert. Sie haben sich nicht von den Vernunftsgründen, sondern von machtpolitischen Erwägungen leiten lassen. Ihr Gerede vom Allgemeinwohl ist wie eine Luftblase zerplatzt, übriggeblieben sind die harten Tatsachen des verschärften sozia-

len Interessenkonflikts zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, der die unbedingte Erhaltung der Tarifautonomie und des gewerkschaftlichen Streikrechts notwendiger denn je macht.

Wenn es uns gelang, den Angriff der Unternehmer auf den Lebensstandard der arbeitenden Menschen abzuwehren, dann haben wir das den Kolleginnen und Kollegen zu verdanken, die sich geschlossen hinter ihre Organisation gestellt und den Kampf mit Aufopferung geführt haben. Sie haben den Erfolg ermöglicht.

Der jetzt abgeschlossene Arbeitskampf hat den Weg für die Abschlüsse in den anderen Tarifgebieten freigemacht. Er hat aber auch deutlich gezeigt, von welcher Seite allein dem sozialen Fortschritt und dem Ausbau der Demokratie in der Bundesrepublik Gefahren drohen. Aus dieser Erkenntnis müssen wir unsere Folgerungen ziehen und die Organisation auf die Auseinandersetzungen vorbereiten, die uns zweifellos in der kommenden Zeit noch bevorstehen.

Fotos: Pontis

Das große Treffen der 3000 in Westberlin

Fotos: Udo Hoffmann



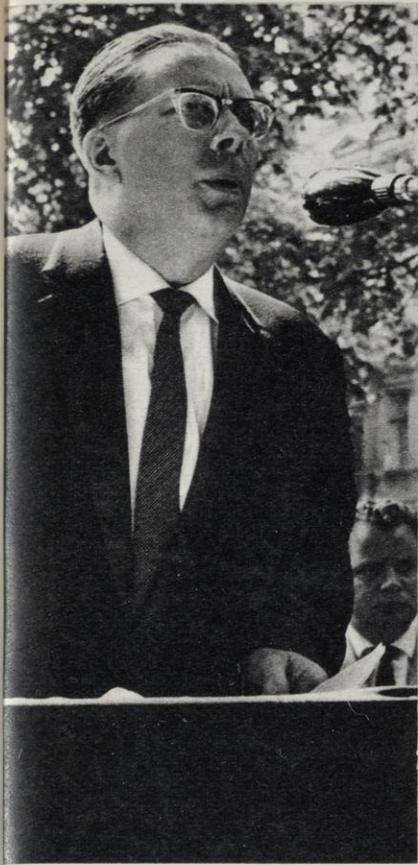
Die Leitung der Gewerkschaftsjugend in Westberlin hatte 3000 junge Gewerkschafter aus der Nordmark, Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen für den 24. und 25. Mai eingeladen. In über 70 Omnibussen kamen sie in die gastfreie Stadt, um ihre Verbundenheit mit den Menschen diesseits und jenseits der Zonengrenze zu bekunden.

Und dann standen sie an der Mauer, standen an den Gräbern der Opfer, die diese Mauer schon gefordert hat, legten am Grab des jungen Kollegen Fechter, der an der Mauer verblutete, ihre Blumen hin – und waren in eine Wirklichkeit gestellt, die ihnen bisher unfaßbar erschienen war. Sie sahen jenseits der Mauer keine Menschen, aber sie fühlten, daß hier der Mensch vom Menschen getrennt wird, Kinder von den Eltern, Bruder von der Schwester, Liebender von der Geliebten, Großeltern von den Enkeln, Deutsche von Deutschen. Und ihre jungen Gesichter wurden noch ernster, als sie schon gewesen waren. Am Grab Fechters sprach ein junger Kollege ein paar Worte. Er sprach von den Menschen jenseits der Mauer, sprach davon, daß sie schon 30 Jahre unter Diktaturen leben, erinnerte daran, daß man sie mit dem herrschenden Regime drüben nicht gleichsetzen solle, es seien Menschen wie wir, nur unglücklicher, weil unterdrückt.

Weiter an die Straße des 17. Juni. Die Straße, von der vor zehn Jahren der Aufstand der Arbeiter ausging, der sich wie ein Lauffeuer über die ganze Zone ausdehnte und nur mit russischen Panzern niedergeschlagen werden konnte. Ein großer Tag in der deutschen Geschichte.

Auf dem Vinetaplatz im Wedding haben sich die 3000 zu einer Gedenkfeier versammelt. Der Wedding war früher eine kommunistische Hochburg, bei der letzten Wahl erhielt die SED hier zwei Prozent der Stimmen. Der Bürgermeister vom Wedding und der Landesbezirksjugendsekretär des DGB, Horst Haase, sprechen zur Jugend. Es werden keine hochtönenden Worte gesprochen – wo sollten sie angesichts der Bernauer Straße auch herkommen? Es sind Worte der Trauer, Worte des Dankes, daß die Jugend in so großer Zahl gekommen ist, Worte des Zornes, Worte einer leisen Hoffnung, daß der unselige Zustand der Teilung dieser Stadt bald vorbeigehen möge.

In Gesprächen mit Westberlinern ist weniger die Sorge um das eigene Wohlergehen zu hören, als vielmehr der Wunsch, daß es denen drüben besser gehen soll. „Wir können ja die Schnauze aufmachen, können sagen, was bei uns nicht in Ordnung ist, wir können lesen, was wir wollen. Und zu uns kommen die Menschen aus vielen Ländern. Wir sind nicht allein. Die dort drüben, die sind so erbarmungslos allein.“ In Plötzensee, dem Mahnmal für die Opfer des Widerstandes gegen das Naziregime, hängen fünf kleine Kränze an der Wand. Drei sind von Jugendorganisationen, einer von kleinen Angestellten, einer in den Farben der Französischen Republik. In dem Raum, in dem viele der Männer des 20. Juli grausam erhängt wurden, hängen die Schleifen, die man von den Kränzen abgenommen hat, an den Wänden. Die meisten sind von jungen Menschen. 20. Juli 1944 und 17. Juni 1953. Zwei Aufstände gegen die Unmenschlichkeit in knapp neun Jahren. Beide niedergeschlagen, aber zwei Ehrenplätze im Buch der deutschen Geschichte.



Kundgebung auf dem Vinetaplatz



Der Bürgermeister vom Wedding spricht zur Jugend

Horst Haase, der Leiter der DGB-Jugend in Westberlin, rief zur Solidarität auf



Das große Treffen der 3000 in Westberlin

Kreuz und quer durch Berlin. Fast überall wird gebuddelt. Hochhäuser erheben sich, schöne und moderne Wohnungen werden gebaut, neue Straßen werden durch die Stadt gezogen. Die Vorstellungen der Theater sind fast immer ausverkauft. Westberlin ist dabei, die erste Stelle im Kulturleben, die einst die ungeteilte Stadt hatte, wiederzuerobern. Hoffnung für die geteilte Stadt? In ihrem Aufbau teilt sie sich mit. In der Freiheit ihrer Bürger teilt sie sich mit. Keine Klagen über die bedrängte Lage. Westberlin setzt sich über die drohenden Gefahren hinweg mit der Hoffnung auf die Vernunft und die friedliche Verständigung, erwartend, daß ihr Teil der Stadt auch wieder einmal für die Menschen des anderen Teils der Stadt und der Zone offen ist.

Abends treffen sich die 3000 in zwei großen Sälen der Stadt. Es wird fröhlich. Günter Stephan bringt die guten Wünsche des Bundesvorstandes des DGB. Dann hat die leichte Muse das Wort. Bekannte Künstler treten auf, Chansons, Musik, Kabarett, Tänzerinnen – und endlich Tanz. Natürlich auch Twist in all seinen Formen.

Am anderen Tag Treffen der 3000 im Volkspark mit Kabarett, Laienspielen, Jazzgruppen, Fußball, Handball, Leichtathletik, Volkstanz, politischem Forumgespräch.

Abends bei der Abschlußkundgebung sprechen Kurt Neubauer, Senator für Jugend und Sport in Berlin, und Günter Stephan. Nur kurze Reden werden gehalten. Dank für den Besuch und Dank für die Gastfreundschaft. Einladung zur Arbeitsaufnahme in Berlin. „Es können nicht genug kommen, denn wir haben Mangel an Arbeitskräften in Berlin“, sagt Kurt Neubauer.

Der großartige Lübecker Chor der Gewerkschaftsjugend singt; dann verdunkelt sich der Saal. Streiflichter, Dokumente, Gedichte, Chansons aus der deutschen Hauptstadt schlagen die jungen Kollegen für eine Stunde in ihren Bann. Der Aufstieg der arbeitenden Menschen, ihre Siege und ihre Niederlagen werden in Bild, Wort und Lied gezeigt. Immer wieder haben sie sich erhoben, um den Kampf für ihre Rechte zu führen, die Vorrechte der Reichen abzuschaffen und an die Stelle des Krieges die friedliche Verständigung zu setzen. Ein Kampf, der auch heute noch geführt werden muß, um eine Welt des Rechtes, der Freiheit und des Friedens aufzubauen.

Dank ist den leitenden Kollegen der Westberliner Gewerkschaftsjugend zu sagen, die mit dem Treffen, das vorbildlich verlief, ein kleines Meisterstück der Organisationskunst lieferten.

Hadobu





Die Schmunzelbrüder

Weltjugend- treffen des IBFG

Der international bekannte Schlagerstar, Caterina Valente, wird einer der prominenten Künstler sein, die in einer großen Musik-Show mitwirken, die in der Wiener Stadthalle vor 10000 jungen Leuten im Rahmen des Weltjugendtreffens des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften stattfindet. Das Treffen wird vom 9. bis 19. Juli 1963 in Wien veranstaltet.

4000 junge Gewerkschafter aus 70 Ländern Afrikas, Amerikas, Asiens und Europas werden an diesem Treffen teilnehmen. 1000 Zelte stehen auf dem Gelände des Hörndlwaldes am Rande des Wienerwaldes bereit, um die Teilnehmer zu beherbergen. Weitere 6000 Jungarbeiter, in erster Linie aus der Deutschen Bundesrepublik und Österreich, werden sich ebenfalls an dem Wochenende des 13. und 14. Juli 1963 beteiligen.



Kannst du twisten, Johanna?



Nina Westen fand tosenden Beifall



Das Programm des Jugendtreffens des IBFG umfaßt Diskussionen über gewerkschaftliche und internationale Themen sowie Ausflüge, Tanzveranstaltungen, Filmvorführungen, einen Fackelzug durch Wien mit anschließender Kundgebung und Sportwettbewerbe - Fußball, Handball, Schlagball, Tischtennis, Leichtathletik und Schwimmen.

Für die Ausstellung „Junge Kunst der Welt“, die anlässlich des Jugendtreffens in Wien veranstaltet wird, sind schon zahlreiche Werke junger Maler und Bildhauer aus allen Teilen der Welt eingetroffen. Schon jetzt steht fest, daß die Ausstellung einen repräsentativen Querschnitt durch die Kunst der Gegenwart vermitteln wird. Japan wird dabei ebenso vertreten sein wie Lateinamerika und Afrika. Eine internationale Jury, die sich aus bekannten Kunstkritikern zusammensetzt, wird die besten Werke mit Preisen auszeichnen.

Tore am laufenden Band



„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf.

Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881.

„aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden.

Kupfertiefdruck: DuMont Presse, Köln.

Jenö war mein Freund

Erzählung von Wolfdietrich Schnurre

Als ich Jenö kennenlernte, war ich neun; ich las Edgar Wallace und Conan Doyle, war eben sitzengelassen und züchtete Meerschweinchen.

Jenö traf ich zum ersten Male auf dem Stadion am Faulen See beim Grasrupfen; er lag unter einem Holunder und sah in den Himmel. Weiter hinten spielten sie Fußball und schrien manchmal „Tooor!“ oder so was. Jenö kaute an einem Grashalm; er hatte ein zerrissenes Leinenhemd an und trug eine Manchesterhose, die nach Kokelfeuer und Pferdestall roch. Ich tat erst, als sähe ich ihn nicht und rupfte um ihn herum; aber dann drehte er doch ein bißchen den Kopf zu mir hin und blinzelte schläfrig und fragte: „Ich hätte wohl Pferde.“ „Nee“, sagte ich, „Meerschweinchen.“ Er schob sich den Grashalm in den anderen Mundwinkel und spuckte aus. „Schmecken nicht schlecht.“ „Ich esse sie nicht“, sagte ich; „dazu sind sie zu nett.“

„Igel“, sagte Jenö und gähnte, „die schmecken auch nicht schlecht.“ Ich setzte mich zu ihm. „Igel –?“ „Tooor!“ schrien sie hinten. Jenö sah wieder blinzelnd in den Himmel. „Ob ich Tabak hätte?“

„Hör mal“, sagte ich, „ich bin doch erst neun.“ „Na und“, sagte Jenö, „ich bin acht.“ Wir schwiegen und fingen an, uns leiden zu mögen. Dann mußte ich gehen. Doch bevor wir uns trennten, machten wir aus, uns möglichst bald wieder zu treffen. Vater hatte Bedenken, als ich ihm von Jenö erzählte. „Versteh mich recht“, sagte er, „ich hab' nichts gegen Zigeuner; bloß –“ „Bloß –?“ fragte ich. „Die Leute –“, sagte Vater und seufzte. Er nagte eine Weile an seinen Schnurrbartenden

herum. „Unsinn“, sagte er plötzlich, „schließlich bist du jetzt alt genug, um dir deine Bekannten selbst auszusuchen. Kannst ihn ja erst mal zum Kaffee mit herbringen.“

Das tat ich dann auch. Wir tranken Kaffee zusammen, und Vater hielt sich auch wirklich hervorragend. Obwohl Jenö wie ein Wiederhopf roch und sich auch sonst ziemlich komisch benahm – Vater ging darüber weg. Ja, er machte ihm sogar ein Katapult aus echtem Vierkantgummi und sah sich obendrein noch alle unsere neu erworbenen Konversationslexikonbände mit uns an.

Als Jenö weg war, fehlte das Barometer über dem Schreibtisch.

Ich war sehr bestürzt; Vater gar nicht so sehr. „Sie haben andere Sitten als wir“, sagte er; „es hat ihm eben gefallen. Außerdem hat es sowieso nicht mehr viel getaugt.“

„Und was ist“, fragte ich, „wenn er es jetzt nicht mehr rausrückt?“

„Gott –“, sagte Vater, „früher ist man auch ohne Barometer ausgekommen.“

Trotzdem, das mit dem Barometer, fand ich, ging ein bißchen zu weit. Ich nahm mir jedenfalls fest vor, es ihm wieder abzunehmen.

Aber als wir uns das nächste Mal trafen, hatte Jenö mir ein so herrliches Gegengeschenk mitgebracht, daß es unmöglich war, auf das Barometer zurückzukommen. Es handelte sich um eine Tabakspfeife, in deren Kopf ein Gesicht geschnitzt war, das einen Backenbart aus Pferdehaar trug.

Ich war sehr beschämt, und ich überlegte lange, wie ich mich revanchieren könnte. Endlich hatte ich es; ich würde Jenö zwei Meerschweinchen geben. Es bestand dann zwar die Gefahr, daß er sie aufessen würde, aber das durfte einen jetzt nicht kümmern; Geschenk war Geschenk.

Und er dachte auch gar nicht daran, sie zu essen; er lehrte sie Kunststücke. Innerhalb weniger Wochen liefen sie aufrecht auf zwei Beinen, und wenn Jenö ihnen Rauch in die Ohren blies, legten sie sich hin und überkugelten sich. Auch Schubkarrenschieben und Seiltanzen lehrte er sie. Es war wirklich erstaunlich, was er aus ihnen herausholte; Vater war auch ganz beeindruckt.

Ich hatte damals außer Wallace und Conan Doyle auch gerade die zehn Bände vom Doktor Dolittle durch, und das brachte mich auf den Gedanken, mit Jenö zusammen so was wie einen Meerschweinchenzirkus aufzumachen. Aber diesmal hielt Jenö nicht durch. Schon bei der Vorprüfung geeigneter Tiere verlor er die Lust. Er wollte lieber auf Igeljagd gehen, das wäre interessanter.

Tatsächlich, das war es. Obwohl – mir war immer ziemlich mulmig dabei. Ich hatte nichts gegen Igel, im Gegenteil, ich fand sie sympathisch. Aber es wäre sinnlos gewesen, Jenö da beeinflussen zu wollen; und das lag mir auch gar nicht.

Er hatte sich einen handfesten Knüppel besorgt, der unten mit einem rauhegeilten Eisenende versehen war; mit dem stach er in Laubhaufen rein oder stocherte auf Schutthalde unter alten Eimern herum. Er hat so oft bis zu vier Stück an einem Nachmittag harpuniert; keine Ahnung, wie er sie aufspürte; er mußte sie gerochen haben, die Burschen.

Jenös Leute hausten in ihren Wohnwagen. Diese standen zwischen den Kiefern am Faulen See, gleich hinter dem Stadion. Ich war oft da; viel häufiger als in der Schule, wo man jetzt doch nichts Vernünftiges mehr lernte.

Besonders Jenös Großmutter mochte ich gern leiden. Sie war unglaublich verwahrlost; das ist wahr. Aber sie strahlte so viel Würde aus, daß man ganz andächtig wurde in ihrer Nähe.

Sie sprach kaum; meist rauchte sie nur schmatzend ihre Stummelpfeife und bewegte zum Takt eines der Lieder, die von den Lagerfeuern erklangen, die Zehen.

Wenn wir abends mit Jenös Beute dann kamen, hockte sie schon immer am Feuer und rührte den Lehm an. In diesen wurden die Igel jetzt etwa zwei Finger dick eingewickelt. Darauf legte Jenö sie behutsam in die heiße Asche, häufelte einen Glutberg auf über ihnen, und wir kauerten uns hin, schwiegen, spuckten ins Feuer und lauschten darauf, wie das Wasser in den Lehmkugeln langsam zu singen anfing. Ringsum hörte man die Mauesel und Pferde an ihren Krippen nagen, und manchmal klirrte leise ein Tamburin auf, oder mit einer hohen, trockenen Männerstimme zusammen begann plötzlich ein Banjo zu schluchzen.

Nach einer halben Stunde waren die Igel gar. Jenö fischte sie mit einer Astgabel aus der Glut. Sie sahen jetzt wie kleine, etwas zu scharf gebackene Landbrote aus; der Lehm war steinhart geworden und hatte Risse bekommen, und wenn man ihn abschlug, blieb der Stachelpelz an ihm haften, und das rostrote Fleisch wurde sichtbar. Man aß grüne Paprikaschoten dazu oder streute rohe Zwiebelkringel darauf; ich kannte nichts, das aufregender schmeckte. Aber auch bei uns zu Hause war Jenö jetzt oft. Wir sahen uns die sechs Bände unseres neuen Konversationslexikons an; ich riß die Daten der nationalen Erhebung aus meinem Diarium und schrieb rechts immer ein deutsches Wort hin, und links malte Jenö dasselbe Wort auf Rotwelsch daneben. Ich habe damals eine Menge gelernt; von Jenö meine ich, von der Schule rede ich nicht.

Später stellte sich auch heraus, es verging kein Tag, daß sich die Hausbewohner nicht beim Blockwart über Jenös Besuche beschwerten; sogar zur Kreisleitung ist mal einer gelaufen. Weiß der Himmel, wie Vater das jedesmal abbog; mir hat er nie was davon gesagt.

Am meisten hat sich Jenö aber doch für meine elektrische Eisenbahn interessiert; jedesmal, wenn wir mit ihr gespielt hatten, fehlte ein Waggon mehr. Als er dann aber auch an die Schienenteile, die Schranken und die Signallampen ging, fragte ich doch mal Vater um Rat.

„Laß nur“, sagte er, „kriegst eine neue, wenn Geld da ist.“

Am nächsten Tag schenkte ich Jenö die alte. Aber merkwürdig, jetzt wollte er sie plötzlich nicht mehr; er war da komisch in dieser Beziehung.

Und dann haben sie sie eines Tages doch abgeholt; die ganze Bande; auch Jenö war dabei. Als ich früh hinkam, hatten SA und SS das Lager schon umstellt, und alles war abgesperrt, und sie scheuchten mich weg.

Jenös Leute standen dicht zusammengedrängt auf einem Lastwagen. Es war nicht herauszubekommen, was man ihnen erzählt hatte, denn sie lachten und schwatzten, und als Jenö mich sah, steckte er zwei Finger in den Mund und pff und winkte rüber zu mir.

Bloß seine Großmutter und die übrigen Alten schwiegen; sie hatten die Lippen zusammengepreßt und sahen starr vor sich hin. Die anderen wußten es nicht. Ich habe es damals auch nicht gewußt; ich war nur traurig, daß Jenö jetzt weg war. Denn Jenö war mein Freund.

Illustration von Eva Ohlow



Vierte Internationale Arbeiter- Filmfestspiele in Tel Aviv



Tanz der Jugend

Gastfrei und freundlich wurden die rund 70 Delegierten empfangen, die zur 4. Internationalen Arbeiterfilmwoche in den jungen Staat Israel gekommen waren. Sie kamen in ein Land, das seit seinem Bestehen unter Belagerungszustand steht. Die Sorgen waren immer da. Sie sind jetzt durch den neuerlichen Zusammenschluß der Arabischen Union, die unter Führung Ägyptens gegründet wurde, mehr bedroht denn je. Denn als entscheidende Klausel steht in dem Vertrag der drei Staaten Ägypten, Irak und Syrien die Wiedereroberung Palästinas, also die Vernichtung des Staates Israel. Aber das ist nicht die einzige Bedrohung, wirtschaftliche Sorgen bereitet die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft, in deren Länder die Ausfuhr Israels bisher hauptsächlich ging. Hinzu kommt, daß die immense Aufrüstung Ägyptens auch die Israelis zu verstärkter Rüstung zwingt, was zweifellos auf den Lebensstandard des Landes drücken wird.

Aber von diesen Sorgen war nichts zu verspüren, als Joseph Burstein, der Leiter des Ausschusses für die Festspiele in Israel, Mordehai Namir, der Bürgermeister von Tel Aviv-Jaffa und Aharon Becker, der Generalsekretär der großen Allgemeinen Arbeiterorganisation in Israel die Delegierten begrüßten und gute Arbeit wünschten.

Aus 18 Ländern und von drei internationalen Organisationen waren 130 Filme eingegangen, von denen eine Jury rund 50 zur Aufführung empfahl. Es waren Filme aus großen und kleinen Ländern, aus Ländern, die vollkommen industrialisiert sind und aus solchen, die noch in den Kinderschuhen der Industrialisierung stehen, Filme von Gewerkschaften, die schon seit Jahren Filme herstellen und solchen, die sich schüchtern mit ihren ersten Versuchen an die Öffentlichkeit wagten. Die Unterschiede in der Qualität waren groß. Die kleineren Länder schnitten verhältnismäßig gut ab.

Die Vorführungen begannen mit einem Film über die Tätigkeit des Wirtschafts- und Sozialrats der Vereinten Nationen, in dem Hilfeleistungen in Südostasien gezeigt wurden. Den ersten Beifall fand der Film der deutschen Konsumgenossenschaften über die Verhältnisse zwischen schwarzen und weißen Menschen in Südafrika. Eine mustergültige Filmreportage, die in Text und besonders in der Fotografie überzeugte. Menschlich anrührend folgte ein kleiner israelischer Film über einen Hafearbeiter, der verunglückte und nun seinen Beruf nicht mehr ausüben kann. Der Arbeiter war in seinem Beruf vollwertig, nun aber fühlt er sich minderwertig. Viele Versuche werden gemacht, um ihn von seinem Komplex zu befreien. Der Film läßt offen, ob es gelingt. Ein schwedischer Film, der die Spannung zeigt, in der sich die arbeitenden Menschen in unserer technisierten Welt befinden, fand starken Beifall. Übermüdung, Nervosität und Magengeschwüre sind meist die Folgen der andauernden Spannung. In Schweden hat man ausgerechnet, daß allein durch Übermüdung der Beschäftigten alljährlich 20 bis 30 Millionen Arbeitsstunden verlorengehen.

Es wurden eine Menge Filme über Unfallverhütung gezeigt, die gegenüber den in früheren Jahren gezeigten keine besondere Entwicklung aufwiesen. Die Franzosen gingen einen



anderen und neuen Weg und ernteten mit ihren Pantomimenfilmen über das Thema stürmischen Beifall.

Mit ihrem Dokumentarfilm über die bedeutendsten Etappen des Aufstiegs der amerikanischen Arbeiter vom Lohnsklaven zum gleichberechtigten Bürger, der sich in starken Gewerkschaften vereinigt hat, erreichten die USA leider nicht die Höhe ihres Films „Mit diesen Händen“, der auf einer der vorhergehenden Filmwochen gezeigt wurde.

Lobenswert ein winziger Zeichentrickfilm der Österreicher, der unter dem Titel „Die Ameise“ gezeigt wurde. Ihr Film „Stärker als Flammen“, in dem ein Chor junger Menschen aus 19 Ländern unter der Leitung eines israelischen Komponisten und Dirigenten jiddische Lieder singt, darunter das Kampflied der Aufständischen des Warschauer Gettos, war für mich das stärkste Erlebnis dieser Filmwoche.

Israel zeigte verschiedene Filme über die Entwicklung des Landes. Der Streifen „Arad“, den Bau einer Straße in der Wüste zeigend, erinnerte in manchen Passagen an das russische Meisterwerk über den Bau der Eisenbahnlinie Turkestan-Sibirien. Auch „Fischer in Jaffa“ erinnerte in manchen Szenen an ein großes Vorbild, an „Die Männer von Aran“. Der Film „Degania“ zeigte die Geschichte der von zehn Burschen und zwei Mädchen vor fünfzig Jahren gegründeten ersten Gemeinschaftssiedlung. Mit ihr wurde der Anfang zur Siedlungsbewegung, die heute etwa 300 Kibbutzim (Kollektivsiedlungen) mit 80000 Men-

schen umfaßt. Der Idealismus der jungen Gründer ist heute noch in den Kibbutzen vorhanden. Als Ministerpräsident Ben Gurion für einige Zeit sein Amt niederlegte, ging er zurück in seinen Kibbutz.

„Der Weg vorwärts“ ist ein Film aus dem jungen afrikanischen Staat Tanganyika. Er zeigte uns, wie die Bevölkerung auf dem Weg der Selbsthilfe Brunnen gräbt, Straßen, Schulen und Gemeinschaftshäuser baut.

Man sah in diesem Film, der keine gestellten Szenen hat, wie sich selbst der Staatsgründer, seine Minister und hohe Würdenträger an diesen Arbeiten beteiligten.

England lieferte mit „Herr Marsh besucht die Schule“ einen guten Film. Marsh ist ein Mann mit dem trockenen englischen Humor, der es versteht, junge Menschen auf den richtigen Berufsweg zu führen. Der Idealfall des Berufsberaters.

Die Filme des DGB fanden nicht viel Anklang. Am besten gefielen mir einige Szenen aus „Perspektiven“. Hier kommen Vertreter der Gewerkschaftsjugend mit ihren Ansichten und ihren Überzeugungen zu Wort. Für mißglückt finde ich „Einer von fünf“. Einen großen Farbfilm, der den Beifall der Zuschauer fand, brachten die Schweden mit „Maximum“. Regie, Fotografie, Musik und Ballett sind eine Einheit. Der Film zeigt, durch wissenschaftliche Untersuchungen belegt, den Schaden, der am menschlichen Körper in Industrie, Büro und Heim angerichtet wird, wenn Arbeitsweise,

Werkzeuge, Sitzgelegenheiten usw. ihm nicht angepaßt sind. Es war der beste und lehrreichste Film des Festivals.

Von den Filmen, die außerhalb des Wettbewerbs gezeigt wurden, ist der Jean-Jaurès-Film zu erwähnen, der das Leben des großen französischen Arbeiterführers schildert, mit Zeichnungen von Daumier unterlegt ist, aber ein Zwitter bleibt, weil es selten gutgeht, wenn man Dokumentar- und Spielfilm vereinigen will.

Hier ist ein Überblick der Filme gegeben, die erwähnenswert sind. Viele andere hielten auch der mildesten Kritik nicht stand. In Zukunft sollte man daran denken, daß weniger mehr sein kann. Mit noch so guter Überzeugung kann man keinen guten Film machen, wenn das nicht vorhanden ist, was unbedingt die Voraussetzung für Filmarbeit ist: Talent.

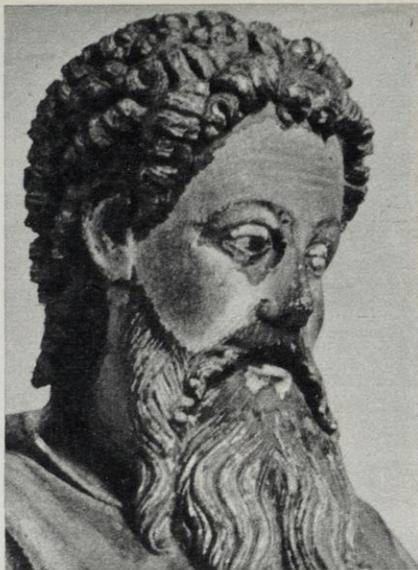
Und mehr noch als bisher sollte man prüfen, ob man noch selbst anfertigen soll, was das Fernsehen besser und für Millionen Augenpaare liefern kann.

Hans Dohrenbusch

Fotos: J. Kaufmann/Tel Aviv



Ptolemäischer Herrscherkopf, Ägypten um 200 v. Chr.



Johannes der Täufer, westfälisch um 1430



Jünglingskopf, Alexej v. Jawlensky



Tanzmaske, Belgischer Kongo

Als Kind sammelt man gerne Glanzbildchen, erfreut sich am Kitsch und treibt damit einen schwungvollen Tausch mit den Spielkameraden auf der Straße. Da die blumenübersäten Wiesen noch bis in unsere Kleinstadt hereinreichten, fingen wir Schmetterlinge, Käfer und anderes Getier und sortierten sie ebenfalls zu Sammlungen. Natürlich kam auch die Zeit der Karl-May-Leidenschaft; man ließ sich diese Bücher schenken und war stolz, wenn man davon mehr als der Banknachbar in seiner Klasse besaß. Zwischendurch sammelte man eifrig Briefmarken, auch Ansichtskarten, später vielleicht die sogenannten Souvenirs aus verschiedenen Orten, die man persönlich besucht hat – oder von irgendwoher bekam. Dann Muscheln und interessante Steine, Plakate und Schallplatten. Es gibt Leute, Erwachsene, die sogar in den Tageszeitungen abgedruckte „Leserbriefe“ ausschneiden und sie aufbewahren und Manuskriptfragmente unzuverlässiger Mitmenschen. Alles ist schon mal „sammelwürdig“ gewesen.

Die diesjährige Ausstellung der Ruhrfestspiele in Recklinghausen ist „Gesammelt im Ruhrgebiet“ betitelt.

Da die Veranstaltung wie üblich in der Kunsthalle am Bahnhof stattfindet und auch die früheren Ausstellungen stets der Kunst gewidmet waren, wird es sich hier also um gesammelte Kunst handeln. Übrigens vermerkt der Untertitel klein „Kunstwerke aus drei Jahrtausenden“.

Und da die Ruhrfestspiele des DGB bekanntlich „die Stimme einer neuen sozialen Wirklichkeit“ sind, vornehmlich für die Werktätigen des Reviers – man erinnere sich, wie sie 1947 begannen: Hamburger Schauspieler kamen mit ihrer Kunst, den Theateraufführungen, nach Recklinghausen, spielten vor den Kumpels und erhielten dafür Kohle, um die Existenz ihrer Bühnen in der Heimatstadt zu sichern –, weil die Ruhrfestspiele zunächst also für die vielen Tausende von Arbeitern gedacht sind, träumt dieser und jener seine eigenen sozialen Gedanken über das Thema „Gesammelt im Ruhrgebiet“...

Wie schön wäre es, erführe man hier, wie der Laie, der Mann unter Tage, der Lehrling am Schraubstock, die Kollegin am Fließband, wie alle, die sich für Kunst interessieren, Originale erwerben, sammeln könnten.

Man hat z.B. von der fruchtbaren Tätigkeit der Hamburger Griffelkunst-Vereinigung gehört, die ihren Mitgliedern Originalgrafiken, vom Künstler unterzeichnete Holzschnitte und Radierungen, für einige Mark bereits jahrzehntelang aushändigen. Ein reiselustiger Kunstfreund hat sich aus einem Antiquariat an der Seine Kupferstiche für einige Francs gekauft, ein anderer in einem verstaubten, gemütlichen Laden in Rom herumgestöbert und sich von hier eine schöne alte Stadtansicht mitgebracht und sogar eine kleine Keramik, Volkskunst. Auch auf einer Kunstauktion konnte man ab

Gesammelt im Ruhrgebiet

Fotos: Udo Hoffmann

Wilhelm Lehmbruck „Die Kniende“, im Hintergrund Selbstbildnis Max Liebermanns



und zu ein „Schnäppchen“ machen. Vielleicht erhält man auf „Gesammelt im Ruhrgebiet“ noch mehr solche aufschlußreichen Informationen – etwa in der Art der Ruhrfestspielausstellung 1957 „Verkannte Kunst“ in Originalwerken und Abbildungen, Dokumenten und Texten – und kann selbst Kunstwerke zu sammeln anfangen.

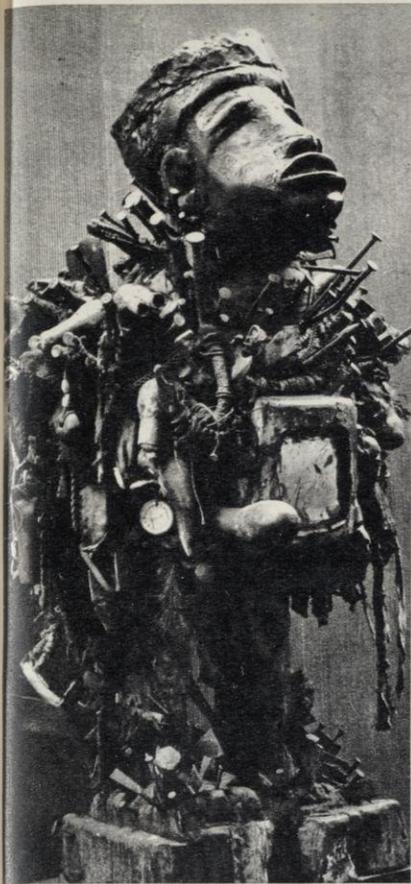
Daß der Lohnempfänger, der – angeregt vom Ausstellungstitel – so vor sich hinräumt, natürlich nicht an den Erwerb eines Rembrandt, der heute Millionen kostet, denkt oder an eine mittelalterliche Holzplastik, für die er ohnehin keine 10000 Mark hat, versteht sich von selbst. Dieses Publikum ist bei aller romantischen Liebe zur Kunst, wenn es um Beträge geht, Realist – dazu wird es schon vom Inhalt der Lohntüte gezwungen.

Nun, wer solchen Ideen nachhängt, macht sich über die diesjährige Ausstellung ein falsches Bild. Sicherlich sind die ausgestellten Arbeiten alle gesammelt worden, der Kopf der ägyptischen Königin Nofretete (aus Kalkstein) genauso wie das Mumienporträt einer Frau, der persische Standartenkopf, die blechbeschlagene Maske aus Gabun und der vergoldete Bronzeterzo eines thailändischen Buddha, die mexikanischen und peruanischen Keramiken wie die griechische Kanne und das nordfranzösische Besteck aus dem 16. Jahrhundert, deren elfenbeinerne Griffe Christus und elf Apostel darstellen. Und auch die Gemälde und Plastiken bis zur abstrakten Kunst entstammen Sammlungen, 24 Museen und einigen Dutzend gewichtigen Privatsammlungen des Ruhrgebietes.

Es sind hier erlesene Werke der freien und angewandten Kunst, 233 Stück, zusammengetragen. Keine billigen Objekte sind in die Ausstellung aufgenommen, keine Reproduktionsgrafik, keine Stücke, die sich der „kleine Mann“ unter Umständen leisten könnte. Denn wer von den Kumpels, die vor 17 Jahren zum erstenmal hier den Hamburger Schauspielern lauschten, könnte z.B. das herrliche Männerporträt von Frans Hals oder den Rembrandt (beide aus der Gemäldesammlung Krupp von Bohlen und Halbach) erwerben oder jenes Hauptstück des Spaniers Miró, für dessen Ankauf Finanzen eines Landes wie Nordrhein-Westfalen nötig waren. Andererseits: Wer möchte seine hartverdienten Groschen für ein Experiment, wie es Alan Davies „Lächerliches Rot“ darstellt, hingeben?

Nach diesen sehr subjektiven Erwägungen angesichts „Gesammelt im Ruhrgebiet“ dürfte sich der „kleine“ Kunstinteressierte nach dem Zweck und Ziel der diesjährigen Schau fragen, denn daß die Werke aus Sammlungen entliehen wurden – so wie in den bisherigen Ruhrfestspielausstellungen auch –, ist ja klar; nur hatte man das früher nicht mit so starkem Nachdruck unterstrichen.

Betont man den zweiten Teil der Überschrift: „im Ruhrgebiet“, so denkt man an die vielen



Fetisch aus der Kongo-Mündung

Hermann Blumenthal „Huckepack“



Zechen und Fabriken, Banken, Handels- und Industrieunternehmen, denkt man an das Kapital für die Kulturinstitute und den Ankauf der Kunstwerke, das vom Geist und den Händen der im Revier schaffenden Menschen ermöglicht wurde. Zunächst geht es also nicht um Vermittlung von Kunst selbst, auch nicht um die im Ruhrgebiet künstlerisch Schöpferischen, denn sie kommen hier nur spärlich zu Wort, sondern um eine Demonstration „kultureller Tätigkeiten in Nordrhein-Westfalen“, um eine Repräsentation des Ruhrgebiets, nicht zuletzt nach außen hin. Otto Burmeister, der Schöpfer und Leiter der Ruhrfestspiele, umreißt das so: „Wir möchten helfen, die verbreitete, irriige Vorstellung zu berichtigen, daß Nordrhein-Westfalen ein Land mit nur industrieller Produktion sei, und wollen dies tun, indem wir mit einer Gesamtdarstellung seines kulturellen Schaffens dessen Wert deutlich aufzeigen ...“

Neben die Aufführungen von Bühnen und Orchestern zahlreicher Ruhrstädte – das Festspielprogramm erschien in „aufwärts“, Folge 5 – tritt für die Dauer von acht Wochen nun ein „Museum des Ruhrgebietes“.

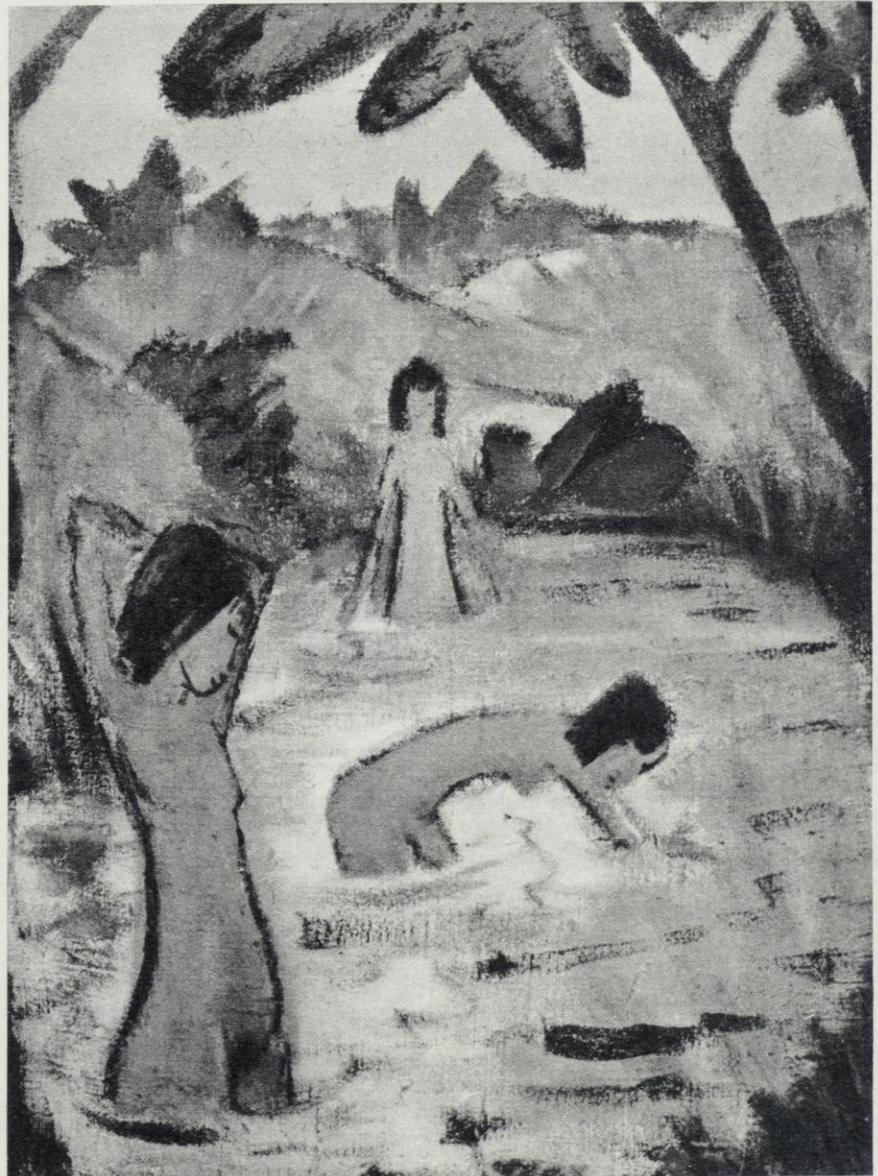
In dieser Ausstellung „in der halb industriellen, halb schon etwas ländlichen und mindestens etwas exzentrisch gelegenen Stadt Recklinghausen“ sollte man sich nach Herzenslust umsehen, denn selten findet man eine so qualitätsvolle Anhäufung von Kunstwerken an einem Ort. Eingedenk der eben zitierten Worte Walter Dirks' (aus „Ein Fest und ein Zeichen – Zehn Jahre Ruhr-Festspiele“, Büchergilde Gutenberg, Frankfurt am Main, 1956) kann man industrielle Darstellungen (Lucas van Valkenborch „Landschaft mit einem Eisenbergwerk“) und ländliche Motive (Franz Marc „Rote Kühe“, Ewald Mataré „Liegende Kuh“) entdecken und Ausschnitte von Städten, die man symbolhaft für die Häuseransammlungen im Revier nehmen kann (Feininger, Meidner), Arbeiter („Bergleute auf dem Wege zur Arbeit“, römisches Sandsteinrelief aus dem 2. bis 3. Jahrhundert), christliche und außereuropäische religiöse Gestaltungen und immer wieder Köpfe. Über die Thematik, das wäre der eine Weg zur Kunst, wie er uns schon manchmal in Recklinghausen empfohlen wurde. Auch der andere Weg: direkt zur Form, zur Farbe, zur Komposition, zum Stil kann beschränkt werden; gerade auf diesem Gebiet haben die Ruhrfestspiele wertvolle Pionierarbeit geleistet. Diesmal, abweichend von bisheriger Gepflogenheit, wird es dem Besucher allerdings überlassen, wie er sich durch die Ausstellungssäle bewegt; angeboten wird lediglich das „Museum des Ruhrgebiets“. Selbstredend ist das eine beglückende Angelegenheit – für das breite Publikum sogar wertvoller als die bezweckte Repräsentation.

Günther Ott



Max Beckmann „Karneval“, Selbstbildnis mit seiner Frau

Otto Müller „Badende“



...alle Scheiben im Schrank?

Fast alles, was heute auf dem Schallplattenmarkt erscheint, ist in irgendeiner Weise vom Jazz beeinflusst. Die Bossa Nova zum Beispiel ist von Jazzmusikern aus Brasilien in die westliche „Zivilisation“ eingeführt worden, ehe sie von Caterina Valente kommerzialisiert wurde. Wer aber jemals gehört hat, wie der Jazzmann Sonny Rollins auf der RCA-LP „What's New?“ (LPM-2572) „Don't Stop The Carnival“ oder „Brownskin Girl“ spielt (diese beiden sind auch als Single-Platte erhältlich), der hat auch erfahren, wie vital diese Musik sein kann. Die LP ist sonst freilich eher für Kenner der Moderne oder Liebhaber vielfältiger Rhythmen; denen bieten die übrigen drei Titel der Scheibe sogar noch mehr als die Bossa Novas, aber nur, wenn sie zuzuhören bereit sind.

Zahmer, aber immer noch deutlich vom Jazz geprägt, ist die Single-Platte „Lazy River Bossa Nova“ (Capitol K 22316) mit zwar reichlich geglätteten Ensemblesätzen, aber doch auch mit einigen guten Improvisationen (Laurindo Almeida, Bob Cooper) – aufzulegen auch am Sonntagnachmittag, ohne daß die Eltern gleich davonlaufen. – – –

Immer noch erfreuen sich bei jungen Leuten Oldtime-Aufnahmen aus England (die aber in Wirklichkeit gar nicht alt sind) einer beachtlichen Beliebtheit. Bei mir freilich – das soll nicht verschwiegen werden – regen diese Chris Barbers, Acker Bilk, Ken Colyers, mitsamt ihren Skiffle-Groups nur das Schlafzentrum im Gehirn an, weil sie so unerhört gleichförmig gemacht sind. Doch nun hat Metronome eine neue Gruppe aus England eingeführt, die eigentlich aus Australien stammt: die „Melbourne New Orleans Jazz Band“ (MEP 1803). Auf zweien der vier Stücke werden die Stimmen so locker und abwechslungsreich zusammengefügt, daß ich die Hoffnung schöpfe, der insulare Jazz möchte von dieser südlichen Aufwärmung genauso angeregt werden wie einst vom Australier Graeme Bell.

Unerreicht bleiben für meine Begriffe freilich die wirklich alten Oldtime-Platten aus den zwanziger und dreißiger Jahren, wie sie etwa auf der Coral-Serie „Pioneers of Jazz“ erschienen sind. Einige Titel aus dieser Reihe wurden in vorausgegangenen Nummern von „aufwärts“ schon besprochen. Eine ganz besondere Musik aber bietet Nr. 9: „Barrelhouse Jazz“ – zu deutsch: Caféhaus-Jazz – (94209 EPC). Drei Boogie-Woogie-Pianisten aus der Zeit kurz vor dem „schwarzen Freitag“ (als bester: Montana Taylor) musizieren hier so, daß man ihnen jetzt noch Bier ausgeben möchte. Auch Fontana hat jetzt eine ähnliche Serie wie die „Pioneers“ gestartet, die noch ehrgeiziger anmutet: „Treasures of North-American Negro Music“. Erfreulich, daß hier wirklich bisher ungehobene Schätze dem Käufer zugänglich gemacht werden. So singt auf Nr. 5 Victoria Spivey zu Lonnie Johnsons großartiger Gitarre und zum Piano (476063 TE) ihre dekadenten Blueslieder, Texte, die auf die Chicagoer Unterwelt von 1927 zugeschnitten sind, vor der sie sie auch vorgetragen hat. Auf der Hülle sind die Texte abgedruckt, und das ist bei dem Slang, den Bluesänger gebrauchen, auch zum Verständnis nötig, aber niemand kam leider vor den Fontana-Leuten auf diese Idee.

Nr. 1 der Reihe bietet ebenfalls Blues, aber solche mit gängigeren Themen. Leroy Carr (462021 TE) singt sie, er spielt selbst dazu Klavier und läßt sich auf der Gitarre begleiten. Besonders auf der 1934 aufgenommenen Seite der Platte kommt dabei eine Farbigkeit zustande, wie man sie bei den meist herben Blues sonst nicht gewohnt ist.

Nun sind allerdings alte Blues, vor allem wenn sie wie die Spivey-Platte schon 1927 mit begrenzter Aufnahmetechnik hergestellt wurden, nichts für jeden. Anders aber bei Memphis Slim, von dem jetzt in United Artists' Reihe „The Jazz Portrait“ als Nr. 10 (68010) vier Titel neu gesammelt sind. Die gewaltige Stimme Slims, die stellenweise an Ray Charles erinnert, ist auch für Jazzanfänger eingängig, und sein

Blues ist so stark rhythmisiert, daß man darauf tanzen kann. Dabei bleibt er aber immer echt und ausdrucksvoll: Nr. 10 ist eine durchaus empfehlenswerte Scheibe. – – –

Übrigens ist mir neulich wieder eine billige 8,90-DM-Langspielplatte in einem Sonderangebot-Ständer aufgefallen: „Way Out Wardell“ (Crown Records CLP 5278) mit Tenorist Wardell Gray und anderen namhaften Solisten. Wardells moderner Stil ist melodienreich und beschwingt, und wenn auch die übrigen So-

listen nur auf der ersten Seite der Platte stärker zu Ton kommen (ein großartiges Erroll-Garner-Solo!), ihr Geld ist die Scheibe ganz sicher wert, denn auch der Garner-Ersatz auf der Rückseite ist gut.

Zum Schluß möchte ich alle, die einen musikalischen Spaß schätzen, auf Spike Jones aufmerksam machen (soweit sie ihn nicht schon kennen). Auf der RCA-EP „Carmen Murdered“ (EPA-440) „ermordet“ Spike die berühmte Bizet-Oper, und das auf so einfallsreiche

Weise, daß der Genuß bei oftmaligem Hören noch anwächst. Aber laßt euch – falls euer Englisch nicht ausreicht – die gesungenen, gesprochenen und auf der Plattenhülle verzeichneten Texte übersetzen, die Freude an der Scheibe wird denn erst vollkommen sein. Diesen Rat gibt euch jedenfalls

euer Meggs

Comet Foto



Columbia-Filmverleih

Das Beispiel, daß aus einer anspruchsvollen Romanvorlage meist ein schlechter Film wird, aus einem schlechten Vorwurf aber selten ein anspruchsvoller Film, ist seit langem schon in aller Munde. Um so größer die Freude, an dieser Stelle einmal eine jener Ausnahmen vorstellen zu können, die diese Regel bestätigen.

Bernard Eschasseriaux veröffentlichte vor gut vier Jahren einen gängigen Unterhaltungsroman: hart, illusionlos, zweideutig. Ein Ganove, der sein Gedächtnis verlor, lebt einsam in dem Pariser Vorort Ville d'Avray. Eine Dirne sorgt für seinen Lebensunterhalt. Er freundet sich mit einer zwölfjährigen Waise an. Die rüden Kumpane rund um seine Ernährerin erfahren davon, machen sich ihre eigenen Gedanken von dieser Idylle und setzen ihr ein schnelles Ende. Mit viel Takt, Geschmack und Phantasie hat der junge Franzose Serge Bourguignon, von Hause aus Kulturfilmregisseur, aus diesem heiklen Stoff eine saubere, anrührende Geschichte gewonnen und diese zu einer kunstvoll-strengen Bildfolge gefügt.

Im Indochinakrieg hat der ehemalige Jagdflieger Pierre beim Tiefflug auf eine Eingeborenen-siedlung unfreiwillig auch ein kleines Mädchen getötet. Das angstverzerrte Gesicht des Kindes begleitete ihn überallhin. Pierre suchte in einem selbstmörderischen Alleinflug den Sühnetod. Beim Absturz verlor Pierre sein Gedächtnis. Das Leben aber blieb ihm – und die Erinnerung an das angsterfüllte Mädchen-gesicht. Jetzt lebt Pierre zusammen mit der Krankenschwester, die ihn gesundgepflegt hat und die ihn liebt, in Ville d'Avray bei Paris.

Er hat noch einen Freund – den Maler Carlos. Beide sind rührend um Pierre bemüht. Aber Pierre ist nicht glücklich. Bis er eines Abends auf einem seiner ruhelosen Spaziergänge am Bahnhof des Städtchens ein kleines Mädchen sieht, dessen Augen ebenso groß und traurig sind wie die des getöteten Kindes. Pierre erfährt, daß der Vater das Mädchen ins Kloster-internat des Ortes bringt.

Am nächsten Sonntag holt Pierre das kleine Mädchen zu einem Spaziergang ab. Mit diesem Sonntag beginnt eine Kette von Tagen der seelischen Erfüllung, des ungetrübten Glücks für das kleine Mädchen und den großen Pierre, der ja doch auch das Gemüt eines Kindes besitzt.

Die beiden schaffen sich ein eigenes Universum, mit eigenen Wertvorstellungen und einer eigenen Sprache, und alles in diesem Universum hat eine nur ihnen verständliche Bedeutung.

Zwischen beiden entspinnt sich ein Gefühl reinsten, zartester Zuneigung, in dem Pierre vergißt und aus dem er neue Lebensfreude schöpft. Er hat wieder etwas, für das er lebt und was für ihn Bedeutung hat.

Doch ihr kindlicher Wunsch, die schöne Sonntagswelt gegen die grellen Strahlen des Alltags und des Alltäglichen zu schützen, gebiert unter den Einwohnern von Ville d'Avray einen schlimmen Verdacht, der sich wie eine böse-artige Geschwulst ausbreitet und der Pierre auf dem Höhepunkt ihrer beider Freundschaft zum Opfer fällt.

Zurück bleibt ein kleines Mädchen, dessen Herz zerbrochen ist, dessen Seele verwundet bleiben wird und das in dieser dummen, schlechten Welt der Erwachsenen, die es nie verstanden hat, nicht mehr weiterleben will.

Vorbei an der lauten, realen Welt des Pariser Vororts in eine Welt des Traumes und der Logik des Traumes, in der jedem Lebewesen, jedem Objekt, jeder Bewegung eine symbol-oder zeichenhafte Bedeutung zukommt, führt uns dieser Film. Wahre Seelenlandschaften werden da subtil aufgeblendet, psychologische Zusammenhänge sind hier erahnt, deren Zauberformel in einer entlegenen Kammer der Seele verborgen liegt. Behutsam und ahnungsvoll rührt der Film an den Urgrund der Geschlechter.

Auch soll nicht vergessen werden zu erwähnen, daß in dieses moderne aber zeitlos-gültige



Gleichnis um menscheitsalte Probleme ein gerüttelt Maß Kritik an überkommenen Prinzipien der Moral und an den Menschen, die sich von diesen Prinzipien zu Sklaven erniedrigen lassen, verpackt ist.

Das Mädchen Sybill spielt Patricia Gozzi, halb Kind noch und halb Frau schon. Unvorstellbar, daß es je eine reifere kleine Schauspielerin gegeben hat und daß es je wieder ein kleines Mädchen – zudem vor einer Filmkamera – zu solch natürlicher Sicherheit bringen wird. Sie ist ein darstellerisches Wunder, und man tut gut daran, sich heute schon ihren Namen einzuprägen: Patricia Gozzi.

Pierre wird von Hardy Krüger dargestellt. So verhalten, so überzeugend war er nie. Höchstes Lob für ihn: Er ist seiner kleinen Partnerin ebenbürtig. Nicole Courcel ist die Krankenschwester Madeleine, großartig auf dem abgesteckten Feld zwischen Liebe und Opferbereitschaft.

Der volle, ungebrochene Glanz des Gelingens ruht auf diesem ersten Spielfilm des jungen Film-poeten Bourguignon.

Andere melden sich mit einem Fanfarenstoß an.

Bourguignon aber ist ein Meister der leisen Töne, der feinen Nuancen, der Zeichensprache und der Details. Seine Kammermusik – unschuldig und ahnungsvoll, anmutig und mysteriös, herb und süß, durchzogen von einem wehmütigen Grundton – wird noch lange nachhallen. Und sie wird später immer wieder einmal – bruchstückhaft vielleicht – aufklingen. Eine Gebrauchsanweisung für diesen Film? Ein alter jüdischer Weiser hat einmal gesagt: „Man muß mit dem Verstand fühlen und mit dem Herzen denken.“ Man wird aus diesem Film lernen und – trotz des resignierenden Schlusses – viel Kraft aus ihm schöpfen können.

Ein letzter Rest von Geheimnis aber wird ihn immer umgeben. So, wie man auch nie die seelischen Strömungen zwischen dem großen Jungen Pierre und der kleinen Sybill, die nicht mehr viel von der Frau trennte, nie wird voll ausdeuten können.

Hans Plück

Lebenskunst

Meinte Maximilian Schell: „Ich bin der geborene Nomade, ich fühle mich überall wohl. In der ganzen Welt gibt es Bücher zu lesen, ein Klavier, auf dem man spielen, und nette Leute, mit denen man sich unterhalten kann. In Hollywood ist das nicht anders. Die Leute, die über das Leben in Hollywood jammern, jammern in Wirklichkeit über sich selbst, weil sie nichts mit sich anfangen können.“

„Der Stellvertreter“ wird verfilmt

Getreu der alten Devise, daß man aus Bühnenerfolgen Filmerfolge machen soll, handelte jetzt der französische Produzent Georges de Beauregard. Er erwarb die Verfilmungsrechte für Rolf Hochhuths Schauspiel „Der Stellvertreter“. Mit dem Drehbuch und der Regie wurde Jean-Pierre Melville betraut. Melville will sich die nächsten sechs Monate dem Drehbuch widmen.

„aufwärts“-Mitarbeiter bekam Drehbuchprämie

Für das Drehbuch „Das Haus in der Karpfengasse“ (nach M.Y. Ben-Gavriels gleichnamigem Roman) vergab das Bundesinnenministerium eine Prämie von 200000,— DM. Diese Prämien-gewährung erfolgte nachträglich zu den im Dezember vergangenen Jahres verliehenen Drehbuchprämien des Bundes und kam der Independent-Film und ihrem Autor Gerd Angermann zugute. Die Prämie wurde erst jetzt gewährt, da zunächst eine Koproduktion mit dem Fernsehen vorgesehen war. Kurt Hoffmann wird – wie verlautet – dieses Drehbuch verfilmen.

Bekenntnisse einer Diva

Bekannt eine Hollywood-Diva augenzwinkernd: „Mein neuer Reklamemanager ist fabelhaft. Er arbeitet erst drei Wochen für mich, aber seitdem ist bereits meine Villa abgebrannt, ich habe mich von meinem Mann getrennt und mich wieder mit ihm versöhnt, ich wurde wegen Überschreitung der Höchstgeschwindigkeit festgenommen, und man hat mir die Entführung meiner Kinder angedroht!“

Erste deutsche Kreisstadt ohne Kino

Als erste Kreisstadt der Bundesrepublik wird das niederbayrische Grafenau fortan ohne Kino weiterbestehen müssen, nachdem das dortige Lichtspieltheater „wegen Unrentabilität“ geschlossen wurde.

Dies – so erklärte der Besitzer – sei nicht nur auf die Konkurrenz des Fernsehens zurückzuführen. Auch Vergnügungssteuer und die anderen „außerplanmäßigen Gebühren“ hätten mit dazu beigetragen, daß seine Bilanz ein Defizit aufwies.

Prädikate

Das Prädikat „besonders wertvoll“ erteilte die Filmbewertungsstelle Wiesbaden in jüngster Zeit den Filmen „Sonntage mit Sybill“ und „Lawrence von Arabien“. Als „wertvoll“ befunden wurden: „Der Prozeß“, „Der Krieg der Knöpfe“, „Die Dreigroschenoper“, „Spiel mit dem Schicksal“ und „Flying Clipper – Traumreise unter weißen Segeln“.

Millionenerfolge

Der erfolgreichste deutsche Spielfilm, der nach dem Krieg über französische Kinoleinwände flimmerte, war – man lese und erschrecke – „Die Trapp-Familie“. 2,77 Millionen Franzosen haben diesen Film gesehen und dafür zusammen 4,06 Millionen Neue Francs gezahlt. 1953 lagen außerdem in der Spitzengruppe die beiden Operettenfilme „Im weißen Rößel“ und „Das Land des Lächelns“ mit Einspielergebnissen von 3,4 und 3,2 Millionen NF. Seither wurde die 3-Millionen-Grenze nur wieder 1960 von Wickis „Die Brücke“ erreicht. „Die Brücke“ brachte in Frankreich runde 3 Millionen NF ein.

H. P.



Berliner mit Gebrauchs- anweisung

Von Joseph Baur

Wir wohnen in einem Gebirgsdorf, und da kamen wir auf den Gedanken, den fünfjährigen Jungen eines Freundes in Berlin für einige Zeit zu uns zu nehmen. Bekannte, die zufällig ins Gebirge reisten, lieferten den Jungen zusammen mit einem großen Koffer bei uns ab.

Der Kofferinhalt war mit wärmster mütterlicher Fürsorge zusammengestellt. Sogar eine kleine Hausapotheke packten wir aus. Und natürlich einen dicken Brief, in dessen engbeschriebene Seiten sich meine Frau mit feierlichem Ernst vertiefte. „Aha, die Gebrauchsanweisung!“ sagte ich. Meine Frau las vor: Der Junge sei blutarm und müsse vor allem gut warm gehalten werden. Abends solle er möglichst nur Brei oder Pudding bekommen, weil er da zu müde sei zum Kauen. Überhaupt bedürfe er beim Essen viel guten Zuredens... und so ging das weiter. Ganz so sah er auch aus, blaß und sehr zart.

Wie meist, wenn Besuch zu uns kommt, regnete es, und die Berge blieben verhüllt. Aber unserem kleinen Gast gefiel es schon recht gut, daß die Wolken so tief herabhingen und beinahe zum Fenster hereinkrochen. Wir zogen Regenmäntel an und spazierten zum nahen See. Dort mußten natürlich Steine ins Wasser geworfen werden. Ich staunte, was für große Steine der Junge mit seinen dünnen Ärmchen herbeischleppte. Wenn sie ins aufspritzende Wasser klatschten, jauchzte er vor Vergnügen. Etwas feucht und schmutzig, doch mit frischem Gesicht, kam der kleine Berliner zurück zum Abendessen.

„Jetzt magst du aber viel essen, ja?“ sagte meine Frau behutsam und stellte einen Teller Grießbrei vor ihn hin. „Nee“, sagte er kurz, „ich mag gar nichts essen!“ Es klang wie auswendig gelernt. „Nimm doch den Brei weg“, sagte ich, „wenn der Junge keinen Hunger hat, braucht er auch nichts zu essen!“ – „Hunger hab' ich schon“, widersprach da Ulli, „aber ich möchte so was essen, wie du da hast.“ Gut, er bekam Schwarzbrot mit Butter und Quark. Das aß er ohne Umstände, und er kaute trotz seiner Müdigkeit recht munter.

Laut Gebrauchsanweisung sollte es auch mit dem Zubettgehen seine Schwierigkeit haben. Um ihn zum Schlafen zu bringen, müsse man vorlesen. Das Amt des Vorlesers hatte meine Frau mir zugedacht. „Gut“, sagte ich, „laß mich mit dem Jungen allein!“ Er lag in den Kissen und schaute mich erwartungsvoll an. „Ulli“, sagte ich leise, „hörst du den Wind?“ Er nickte eifrig, seine Augen wurden groß. „Da bist du doch froh, daß du schön behaglich im Bett liegen kannst und nicht wie die Rehe und Hasen draußen im massen Wald schlafen mußt?“ Ja, er war froh. Ich knipste das Licht aus, und er schlief ohne weiteres ein.

An einem der nächsten Tage wagte ich mit meinem kleinen Gast die erste Bergbesteigung. Er stieg großartig, und je höher wir kamen, desto munterer wurde er. Dazu strahlte die Sonne herrlich aus einem Himmel von so dunklem Blau, daß der kleine Großstädter erstaunt fragte, ob denn schon bald die Nacht käme. Oben in der Unterkunftshütte saß mein kleiner Bergfreund glückselig am blanken Holztisch und aß wie ein Holzfäller. Die Gäste am Nebentisch mußten lächeln über so viel Appetit und Seligkeit. Und Ulli seinerseits mußte lachen über ihre Späße. Er verstand diese lustigen „Gebirgler“ ausnahmsweise einmal recht gut, weil es in Wirklichkeit Norddeutsche waren.

Nach dieser Bergwanderung schienen die Augen des Jungen noch blauer geworden. Oder paßten sie nur besser in das sonnegerötete Gesichtchen? Auch die neuen Sommerpröbchen auf der kleinen Nase machten sich gut.

Hoffentlich glauben die Eltern unseres kleinen Berliners, wenn sie ihn wiedersehen, daß es ihr Junge ist. Mit der Hausapotheke spielt er zuweilen „Landarzt“. Seine Gebrauchsanweisung ist ganz in Vergessenheit geraten. Aber wir müssen ihm wohl eine neue mitgeben, wenn ihn seine Eltern wieder zurückverlangen.

Der Duft der großen, weiten Welt

**Doch wenig liegt ihm das Banale.
Drum übersieht er das Reale**

und schießt, dieweil er um sich schaut,
mit seiner Phantasie ins Kraut:

Er schmeckt Oliven, sieht den Himmel
der Griechen über dem Gewimmel;

vernimmt den Ruf der Gondoliere
als ob er in Venedig wäre;

Bänke, wo Schwarzgelockte kauern,
werden zu alten Römermauern;

der Würstelmann erscheint als Faun ihm,
verstoßen winken schöne Frau'n ihm ...

Sieh an, denkt er, das klappt vorzüglich!
Das neue Spiel stimmt ihn vergnüglich.

Und er beschließt: Ich will es wagen,
mich hier am Bahnhof durchzufragen,

als sei hier Rom, Madrid, Athen. –
Schon seh'n wir ihn beim ersten steh'n,

der augenscheinlich unverdächtig,
daß er des deutschen Wortes mächtig.

Der Mann forscht, ob's zum Forum weit
und wann wohl der Vesuv mal speit?

Der Italiener sieht ihn an
wie weiland Herr Kannitverstan.

**Der Mann, schon ganz am fremden Ort,
setzt kühn sein Reisespiel nun fort:**

Er heischt von einem Spanier Rat,
wann wohl der Prado offen hat?

Fragt Serben, die ihn nicht verstehen,
nach sehenswürdigen Moscheen;

und Griechen: can you tell me please,
wie komm ich zur Akropolis?

Die Antwort ist stets gleich verschwommen.
Das macht die Illusion vollkommen.

So nippt der Mann ganz ohne Geld
vom Duft der großen, weiten Welt

und grüßt voll Überschwang zum Schluß
den ersten Deutschen gar per Kuß.

„Weil“ – ruft er nach, dieweil der flieht –
„man Deutsche hier sooo selten sieht!“

Der Mann, mit dem Erfolg zufrieden,
der auf dem Bahnhof ihm beschieden,

tritt abends vor die Seinen hin:
„Schön, daß ich wieder bei euch bin.“

Das nächste Mal nehm ich euch mit,
dann reisen wir umsonst zu dritt!“

Gerd Angermann

Ein Mann, der durch den Bahnhof geht,
stellt fest, daß er kein Wort versteht.

Kein deutscher Laut dringt an sein Ohr;
er kommt sich wie in Babel vor.

Doch sind, die hier an Theken lümmeln
und schwatzend durch die Halle wimmeln,

obschon parlierend italienisch,
kroatisch, spanisch und hellenisch,

nicht ganz das Abbild polyglotter
bildungsbefliss'ner Globetrotter.

Und unser Mann begreift verschwommen:
mit Cook sind diese nicht gekommen.

Er schließt von Wirtschaftswunderzeiten
auf Fremde, die hier fremdarbeiten.